

# **Akademische Reiseapotheke**

Potsdamer Studierende berichten

Herausgegeben vom Akademischen Auslandsamt der Universität Potsdam

| |

© Universität Potsdam, 2006

Herausgeber: Akademisches Auslandsamt der Universität Potsdam

<http://www.uni-potsdam.de/aaa>

Redaktion: Larisa Subašić und Adrian Fiedler

Layout: Adrian Fiedler

Umschlagfoto: Norbert Marwan

Druck: Techniker Krankenkasse

| |

  
**Inhalt**

|   |    |
|---|----|
| Vorwort. Von Larisa Subašić   | 5  |
| Australien – <i>Tagebuch einer Reise ans andere Ende der Welt</i> . Von Stephan Brumme      | 7  |
| China – <i>Eindrücke von der Hebei Gongye Daxue im Herbst 2003</i> . Von Stefanie Albert    | 11 |
| Finnland – <i>Finnische Besonderheiten</i> . Von Alice Rombach                              | 15 |
| Frankreich – <i>Völkerverständigung geht durch den Magen</i> . Von Sabine Fett              | 19 |
| Frankreich – <i>Drei, die magische Zahl</i> . Von Cosima Stawenow                           | 23 |
| Griechenland – „ <i>Nóstimos</i> “. Von Kristina Tschesch                                   | 27 |
| Großbritannien – <i>Der Zauberhügel Tyler Hill</i> . Von Christian Stecker                  | 31 |
| Großbritannien – <i>Jobbing statt Clubbing</i> . Von Andrej Tschitschil                     | 35 |
| Indien – <i>Die Entdeckung der Langsamkeit</i> . Von Benjamin Itter                         | 39 |
| Israel – <i>Das schwerste Land auf der Welt – eine Israel-Erfahrung</i> . Von Eik Doedtmann | 43 |
| Norwegen – <i>Lysfest in Bergen</i> . Von Julian Plottka                                    | 47 |
| Polen – <i>Postamt Nr. 2 in Opole</i> . Von Adrian Fiedler                                  | 51 |
| Polen – <i>Der Papst ist tot</i> . Von Melanie Reismann                                     | 53 |
| Portugal – <i>Europas Wartesaal</i> . Von Sophie Boelling                                   | 57 |
| Russland – <i>Zu Gast in Russland</i> . Von Stefan Daute                                    | 61 |
| Spanien – <i>Als ERASMUS in E-VALENCIA</i> . Von Daniela Kahle                              | 65 |
| Spanien – <i>Spaniens Feierlaune</i> . Von Juliane Siebeneicher                             | 69 |
| Tschechien – <i>Der Tschechische Traum</i> . Von Ingo Koschenez                             | 73 |
| Türkei – <i>Vorher und nachher</i> . Von Manuela Sorge                                      | 77 |
| USA – <i>Emergency Room</i> . Von Betti Keese   | 81 |





● **Informationen zu Studium und Praktikum im Ausland**

● Deutscher Akademischer Austausch Dienst: <http://www.daad.de/ausland/>

Länder- und Reiseinformationen des Auswärtigen Amtes:

<http://www.auswaertiges-amt.de/www/de/laenderinfos/>

Auslandsstudium – Informationen des Akademischen Auslandsamts:

<http://www.uni-potsdam.de/aaa/outgoing/auslandsstudium/>

Auslandspraktikum – Informationen des Akademischen Auslandsamts:

<http://www.uni-potsdam.de/aaa/outgoing/praktikum/>





## • Vorwort

Dass sich Auslandserfahrungen positiv auf unsere persönliche und berufliche Entwicklung auswirken, ist allgemein bekannt. Man lernt Sprachen, knüpft Kontakte, entwickelt interkulturelle Kompetenzen und stellt eigene Flexibilität unter Beweis. Für viele Arbeitgeber ein Grund, Auslandserfahrungen zu einem Kriterium bei Einstellungen zu machen. Neben diesen sachlichen Gründen bieten Auslandserfahrungen auch persönliche Erlebnisse, die sich für jeden unterschiedlich gestalten. Diesen Erlebnissen wollen wir mit unserem Band nachgehen und die Studierenden über ihre ganz individuellen Erfahrungen berichten lassen. Entstanden sind kleine Geschichten, die dem Wort „Auslandserfahrung“ eine persönliche und emotionale Note verleihen.

„Unser Kopf ist rund, um dem Denken einen Richtungswechsel zu erlauben“, lautet ein treffender Gedanke des französischen Künstlers Francis Picabia. Diesen Gedanken machten sich unsere Studierenden zueigen und schauten sich die Welt aus einer anderen Perspektive an. Ein gedanklicher Richtungswechsel blieb dabei oft nicht aus.

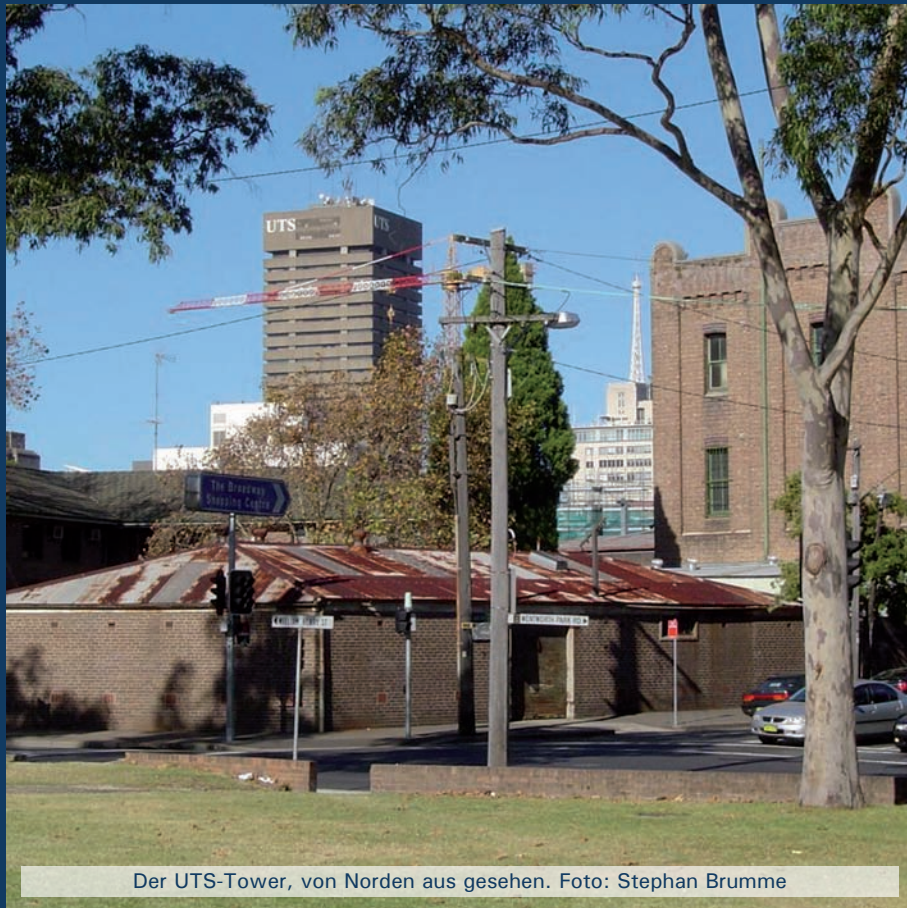
So erfahren wir beispielsweise, wie ein Aufenthalt in der Türkei kulturelle Vorurteile abbaut, und dass der Weg nach Israel über die deutsche Vergangenheit führt. Berichte aus den Ländern Indien und China zeigen, dass die Reise in die Ferne auch den eigenen Kontinent näher bringen kann.

Das ERASMUS-Programm, das seit vielen Jahren zahlreichen Studierenden den Weg ins Ausland ebnet, trägt wesentlich zur Stärkung der europäischen Identität bei. Europa bewegt sich und lernt sich kennen, durch gemeinsames Studieren, Feiern, Essen. Und oftmals zeigt sich, dass auch die Liebe zu einer anderen Kultur gelegentlich durch den Magen geht.

Das Erstaunen über Neues und Fremdes gehört zu jedem Auslandsaufenthalt. Wer sich in eine andere Kultur begibt, ist zunächst über deren Andersartigkeit verwundert. Über sie lächelt und staunt man und gibt sie seinen Landsleuten als unterhaltsame Anekdoten weiter. Das tun auch unsere Autoren, wenn sie etwa über die neue tschechische Einkaufskultur, die spanische Feierlaune oder die australische Affinität zu Klubgründungen berichten. Was zu Beginn noch fremd anmutete, wird jedoch bald vertraut und plötzlich fühlt man sich heimisch. Zurückgekehrt, stellt sich die Welt, die man vor einiger Zeit verlassen hat, anders dar, denn man selbst hat sich verändert. Auslandserfahrungen bringen nicht nur neue Erkenntnisse über fremde Länder und Kulturen, sondern auch über die eigene Persönlichkeit und eigene Kultur. Es heißt nicht umsonst: Die erste Person, der man im Ausland begegnet, ist man selbst.

Viel Spaß beim Lesen! Und vielleicht lassen Sie sich auch von diesem Virus anstecken.





Der UTS-Tower, von Norden aus gesehen. Foto: Stephan Brumme



● **Stephan Brumme**

● studierte am Hasso-Plattner-Institut an der Universität Potsdam Software Engineering.

2003 schloss er das Studium mit dem Bachelor of Science ab.

Das akademische Jahr 2004 verbrachte er als *post-graduate student* an der *University of Technology* in Sydney.

Nachdem er zurückgekehrt war setzte er das Software-Engineering-Studium am Hasso-Plattner-Institut fort. Zur Zeit schreibt er seine Masterarbeit.



● **Nützliche Informationen zu Australien im Internet**

● Australische Botschaft Berlin: <http://www.australian-embassy.de/>

● *Study in Australia* (Webseite der australischen Regierung):

<http://www.studyinaustralia.gov.au>

Institut Ranke-Heinemann: Australien-Infos: <http://www.ranke-heinemann.de/australien/>

Aus australischer und neuseeländischer Wissenschaft und Forschung:

<http://www.wissenschaft-australien.de/>

Deutsch-Australisches Netzwerk e.V.: <http://www.dean-online.de/>





## ●●●●● ● **Tagebuch einer Reise ans andere Ende der Welt**

### **In Da Club**

Mittwoch, 25. Februar 2004, 15:16 Uhr

An der Uni gibt es für eigentlich alles einen eigenen Klub. Das spiegelt ein wenig die Mentalität der Aussie wider, die viel Wert auf gemütliches Zusammensein legen. Insbesondere der hohe Ausländeranteil in Australien spielt dabei eine Rolle, denn schließlich ist bis auf die Aborigines wirklich jeder ein Zugewanderter.

Jede kleine Überschneidung an Interessen führt zur Gründung eines Klubs: angefangen von den Katholiken über die Liberalen, die Yoga-Flieger, die Computerspieler, die Salatesser, die Skifahrer, die Animefreunde, die Sozialisten, die Taiwanesen und vielen mehr. Am sogenannten O-Day ist das Foyer des UTS-Towers randvoll mit diesen Klubs gefüllt, die um neue Mitglieder werben. Der Mitgliedsbeitrag ist erstaunlich niedrig, in der Regel zahlt man fünf A\$ (drei €) für ein volles Jahr. Dafür bekommt man fast immer mindestens einen kostenlosen BBQ pro Semester – das ist doch ein Argument! Und von der Australian Computer Society bekam ich gar einen richtigen Rucksack geschenkt. Toll, oder?

Um ganz ehrlich zu sein: Ich weiß nicht, in wie vielen Klubs ich jetzt Mitglied bin. Vier oder fünf oder sechs oder so. Auch bei den Salatessern, die waren so freundlich, da konnte ich nicht nein sagen. Außerdem setze ich langsam Fett an, vermutlich habe ich in den letzten drei Wochen zwei bis drei Kilo zugelegt.

Am Abend stand schon wieder ein Pub Crawl an. Da die Tour die gleiche war, die Preise immer noch hoch und das Wetter schlecht, verzichtete ich lieber.

An und für sich finde ich diese Pub Crawls aber gut. Abgesehen vom genialen Namen (einfach mal das Wörterbuch rausholen!) lernt man leicht enthemmt eher neue Menschen kennen, was gerade zu Beginn eines Semester wichtig ist – insbesondere wenn man neu an die Uni kommt. Ich finde wir sollten so etwas am HPI auch einführen, Kneipen gibt es schließlich genug in Potsdam.

### **Welcome To The Jungle**

Donnerstag, 26. Februar 2004, 23:18 Uhr

Eigentlich hatte ich das Gefühl, dass mich jeder an der Uni schon begrüßt hätte - und es gab doch





Wohnheim Gumal Ngurang - „ein freundlicher Platz“. Foto: Stephan Brumme





- noch einen Anlass für ein Beisammensein: Die Faculty of Information Technology hieß offiziell alle internationalen Studenten willkommen.

Der Anteil an Asiaten ist extrem hoch, mindestens zwei Drittel aller Ausländer kommen aus China (mit Hong Kong), Malaysia und Indien. Sie sind noch relativ jung, da anscheinend die Schulzeit dort kürzer ist. Meine 25 Jahre stempeln mich quasi als alten Sack ab. Aber die Deutschen stellen auch eine ziemlich große Gruppe – sie sind vielleicht die größte nicht-asiatische Gemeinschaft (wobei ich die Schweiz und Österreich mal frech als deutsch zähle).

Die Asiaten verließen relativ schnell die Veranstaltung und man versicherte mir, dass das in deren Mentalität liege. Aber auch der Rest schlich sich langsam davon. Am Schluss hing ich als einziger Student mit knapp zehn Doktoren und Professoren an den Nachos. Wir kamen ganz nett ins Gespräch und sie mussten mir von ihren Reisen nach Deutschland und Europa erzählen und wie schön es doch in der Alten Welt ist. Letzten Ende fingen sie mit ihren Lebensgeschichten an (das muss am Bier oder Wein gelegen haben) und ich stellte fest, dass kaum einer in Australien geboren wurde.

Meine Absicht war, über alles nur nicht übers Studium zu reden. Das gelang mir auch ganz gut nur, irgendwann drückten sie mir in ihrer Hilfsbereitschaft die Namen aller Personen aufs Auge, an die ich mich in Problemfällen zu wenden hätte. Und sagten mir, dass man bei Postgraduates doch sehr flexibel bei der Kurswahl sei, besonders wenn es sich um Exchange Students handelt (wie ich es bin).

### **Look What You Have Done**

Sonntag, 10. Oktober 2004, 19:42 Uhr

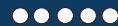
Die Aussies sind immer für ein paar ausgefallene Namen zu haben: Heute überquerten wir den Seven Mile Creek, den Eleven Mile Creek und noch einige Flüsse. Natürlich sind die weder sieben noch elf Kilometer lang, vermutlich denken sich die Leute hier solche Namen immer im Pub aus und lachen sich über all die Reisenden kaputt, die angestrengt einen tieferen Sinn in diesen Wortschöpfungen suchen.

Erstaunlicherweise nicht ganz ohne Hintergrund heißt Town Of 1770 so, wie es nun mal heißt. James Cook, der definitiv nicht der Entdecker Australiens war aber jedenfalls dieses Land im Namen des britischen Empires in den größten Umbruch seiner Geschichte stürzte, segelte die Ostküste von Sydney nach Norden. Der Ort, an dem er zum ersten Mal den Boden des Bundesstaates Queensland betrat (im Jahre 1770), heißt nun sehr kreativ Town Of 1770. Leicht zu merken.





Technische Universität Hebei, Eingang zum Ostcampus. Foto: Stefanie Albert



● Stefanie Albert



studierte an der Universität Potsdam Germanistische Linguistik mit Schwerpunkt Deutsch als Fremdsprache, Anglistik/Amerikanistik und Erziehungswissenschaften.

Von Oktober 2003 bis November 2004 leitete sie studienbegleitende Deutschkurse für Studierende aller Fachbereiche an der Technischen Universität Hebei in China.

Zur Zeit bietet sie Kurse am Sprachenzentrum der Universität Potsdam und im Urania Schulhaus an.



● **Nützliche Informationen zu China im Internet**

- Botschaft der Volksrepublik China: <http://www.china-botschaft.de/>
- China-Informationsseiten: <http://www.chinaweb.de/>
- *China Education and Research Network* (CERNET): <http://www.edu.cn/>
- *China Scholarship Council – How to Study in China?* <http://www.csc.edu.cn/en/>
- Chinesisch-Deutsches Zentrum für Wissenschaftsförderung: <http://www.sinogermanscience.org.cn>





## ● Eindrücke von der Hebei Gongye Daxue im Herbst 2003

Ein müdes Wehklagen weckt mich um fünf Uhr morgens – für eine Katze zu laut, für ein Kind zu dunkel. Es kommt vom Fluss her, der den Campus nach Osten hin begrenzt. Etwas unheimlich. Später sagt Professor Wei vom Akademischen Auslandsamt, dass er den älteren Herrn schon zweimal gebeten habe, seine Stimmübungen woanders zu machen, ein Training, das die Stimme jung halten soll, und vor allem bei älteren Männern sehr beliebt ist. Eine Stunde danach beginnt das Campus-Radio mit dem Weckdienst: eingängige, harmonische Klänge, wie ich sie von asiatischer Entspannungsmusik kenne. Ein Lautsprecher ist direkt gegenüber dem Foreign Experts Building angebracht, in dem ich wohne. Das ist laut. Auf die Entspannung folgt Parademusik, begleitet von einer Männerstimme, die animierend im Takt mitzählt: *yi er san si* – spätestens jetzt haben sich die Erstsemester und freiwillig auch höhere Semester auf dem Sportplatz eingefunden, um – meist gleichgültig – den allmorgentlichen Gymnastikabläufen zu folgen.

Die Straße vor dem Campus verstopft sich mit Rädern und PKW, mit roten und gelben Taxis, graubraunen, schlichten, brotkastenförmigen Minibussen eines Tianjiner Autoherstellers. Die Räder sind schlicht, schwergängig, ohne Schaltung, alle mit einem Korb aus Metall vor dem Lenker und keines hat Licht. Auf ihnen schwappen fünfspurig Männer in zerschissenen Anzügen, Schüler mit schuleigener Trainingskleidung und stark geschminkte, uniformierte Verkäuferinnen über die unüberschaubaren Kreuzungen. Manche tragen einen Mundschutz, denn die Luft ist verdreht und kalt. Ihr Fahrstil wirkt lässig. Sie sitzen so tief, dass die Knie fast die Nase berühren und fahren dabei so langsam, dass es eine Kunst ist, nicht umzukippen. An der Kreuzung, die Nord-, Süd- und Ostcampus miteinander verbindet, warten Tagelöhner im Staub der unbegrünten Straßenränder. Dieses Viertel, Hong Qiao („Rote Brücke“), gehört zu den ärmeren der Stadt Tianjin. Aus einer der umliegenden Internetcafés kommen drei Studenten, die dort die Nacht mit Filmen, Chatten und Spielen verbracht haben, denn um 23 Uhr wird das Wohnheim abgeschlossen, und um nicht aufzufallen, warten sie bis nach sechs, bis es wieder offen ist. Die allermeisten Studierenden wohnen auf dem Campus, in diesen 15-stöckigen Wohnheimen, wo sie sich zu sechst ein Zimmer mit Doppelstockbetten teilen, Frauen und Männer getrennt.

In der Mittagspause, in der sich die meisten zu einem kleinen Schläfchen in ihre Zimmer zurückziehen, stehen zwei mir noch unbekannte Studentinnen vor der Wohnungstür.

„Können wir mit dir spielen?“, fragen sie freudig und meinen eigentlich etwas anderes. Wie schön! Ich liebe solche Irritationen, weil sie Hinweise darauf geben, wie Sprache funktioniert. ●





Deutschunterricht an der Technischen Universität Hebei. Foto: Stefanie Albert



- Das chinesische Verb „wár“ und das deutsche Verb „spielen“ sind nicht deckungsgleich, sondern „wár“ hat auch die Bedeutung von „etwas zusammen machen/unternehmen“ oder „sich amüsieren“.

„Können wir deine Freundinnen sein?“ Schon wieder irritierend, vielleicht auch kulturell bedingt. Ich sage, dass ich finde, dass eine Freundschaft wächst, wenn man Zeit miteinander verbringt. Wir könnten ja mal morgen miteinander „spielen“. Mit diesen Erklärungen fühle ich mich deutsch und bin etwas peinlich berührt. Ich hätte ja auch einfach „ja“ sagen können. Die Deutschen sind ernsthaft, sagt man, aber auch ehrlich, zuverlässig, pünktlich und gut organisiert. An der Technischen Universität Hebei in Tianjin bin ich die einzige Deutsche und für den größten Teil der Studierenden die erste, die sie kennen lernen. Mir wird klar, dass sie dabei nicht nur Deutschland sehen, sondern einen Teil der westlichen Kultur, auf den sie an der Uni sehr neugierig sind. Zum Beispiel ist mein kommunikativ ausgerichteter Unterricht für die Studierenden ganz neu, alles andere von einer Westlerin würde allerdings ihre Erwartung enttäuschen. So begegnen mir große Akzeptanz, Offenheit, Motivation und gar nicht so viel Schüchternheit. Aber trotz einer gewissen Narrenfreiheit aufgrund meiner Westlichkeit, die es mir erlaubt, mich auf dieser akademischen Insel relativ frei zu bewegen und ebenfalls neugierige Fragen zu stellen, bleibt die Uni für mich undurchsichtig. Zum Beispiel Entscheidungsprozesse: Erst zwei Tage vor Unterrichtsbeginn konnte mir das Akademische Auslandsamt sagen, wie viele Kurse mit wie vielen Studierenden ich wie lange durchführen würde und wann ich damit beginnen sollte.

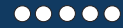
Jedes Jahr im September beginnen neue Kurse. Wer ein abgeschlossenes Deutsch-als-Fremdsprache-Studium und Lust hat, an der TU Hebei in Tainjin (China) zu unterrichten, kann sich bei mir melden (stefanie.-albert@web.de) und vielleicht bald eigene Erfahrungen machen.







Baden in Tampere. Foto: Alice Rombach



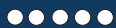
● Alice Rombach



studiert Soziologie, Politik und Philosophie an der Universität Potsdam.

Von September 2005 bis Juni 2006 war sie als Austauschstudentin in Tampere in Finnland.

Zur Zeit vertieft sie sich in ihrem Studium gerade in Richtung Minderheiten und Migration und ist im globalisierungskritischen Bereich aktiv.



● Nützliche Informationen zu Finnland im Internet

- Botschaft von Finnland, Berlin: <http://www.finnland.de/de/>
- Finnland-Institut in Deutschland: <http://www.finnland-institut.de/>
- Finnish National Board of Education: <http://www.oph.fi/english/>
- The National Union of Students in Finland - Guide for Foreign Students in Finland: <http://www.syl.helsinki.fi/>
- The Association of Summer Universities in Finland: <http://www.kesayliopistot.fi/>





## ● Finnische Besonderheiten

### oder warum Finnen nach Europa reisen und Kalevala kein alkoholisches Getränk ist

Hyvää päivää! Mitä kuluu? Ymmärrätkö sinä hauskaa Suomenkieliä?

Die finnische Sprache klingt lustig, ziemlich fremd und anfangs versteht man nicht ein einziges Wort. Selbst für Wörter wie Telefon oder E-Mail, die in vielen Sprachen sehr ähnlich sind, hat die finnische Sprache eigene Kreationen, wie *puhelin* und *sähköposti*. Und obwohl man, wenn man das mutige Projekt auf sich genommen hat diese Sprache zu erlernen, regelmäßig komplett verzweifelt und sich fragt wohin das überhaupt führen soll, muss man zugeben, dass die Sprache absolut logisch aufgebaut ist. Sie unterscheidet sich in ihrer Struktur und Denkweise von den indogermanischen Sprachen, aber genau darin liegt die Faszination des Finnischen. Und genau deshalb, finde ich, ist es sehr wichtig, wenigstens die Grundlagen zu erlernen, wenn man ein paar Monate in Finnland lebt. Dies öffnet einem die Tür zur finnischen Kultur und Lebensweise. Finnen überlegen sich sehr genau welche Worte sie wählen und es scheint, als ob sie sich der Bedeutung jedes einzelnen Wortes und der Position im Satz sehr bewusst sind. In dem Wort Sisu spiegelt sich die finnische Mentalität wider. Es steht für die finnische Urkraft und es ist ein Wort, das nicht direkt, am ehesten vielleicht mit Ausdauer, Beharrlichkeit und Mut übersetzt werden kann, aber mit Sicherheit in den Tiefen der Wälder zu finden ist.

Wenn man zu einem Fest in einem finnischen Zuhause eingeladen wird, fängt es meist um sieben Uhr abends und pünktlich an. Pünktlichkeit ist in diesem Land sowieso sehr wichtig, aber vielleicht liegt es auch daran, dass die Haustüren um acht abgeschlossen werden.

Nach dem Abwaschen wird das nasse Geschirr in den Schrank gestellt zum Trocknen. Praktischerweise gibt es dort ein Abtropfgitter und das Geschirr steht nicht beim Waschbecken im Wege rum. Und Finnland streitet sich mit Schweden um den Titel des höchsten Kaffeeverbrauchs pro Jahr, zumindest behaupten das beide.

Interessant ist es übrigens, wenn Finnen davon erzählen, dass sie im Urlaub in Europa waren. Ah ja, und wo befinden wir uns denn im Moment? Obwohl Finnland in der EU ist und sie im Gegensatz zu Schweden auch den Euro als Währung akzeptierten, wird die Idee Europa immer noch aus der Distanz, eben auch der geographischen, heraus beobachtet.

Das National-Epos Finnlands, die Kalevala, handelt unter anderem von einem Gefäß mit dem man alles in Gold umwandeln kann und was im Streit schließlich in einem See versinkt. Bekannt





• sind die Geschichten der Mumins, die für Kinder geschrieben sind und von lustigen Abenteuern verschiedenster Kreaturen handeln, die in einem Tal zusammenleben, in denen aber gleichzeitig die großen Fragen des Lebens aufgeworfen werden und man manchmal auch den Beigeschmack einer gewissen Düsterei empfinden kann. Aber das ist auch charakteristisch für die von Bescheidenheit geprägte Mentalität des skeptischen Optimismus dieses nordischen Landes.

Finnland liegt übrigens nicht in Skandinavien. Auch Jahrzehnte außenpolitischer Zusammenarbeit mit Schweden, Norwegen und Dänemark änderten nichts an den geologischen Ergebnissen der Eiszeit. Tatsächlich gehörte Finnland jedoch mehrere Jahrhunderte zu Schweden und später als autonome Republik zum russischen Zarenreich. Die Einflüsse dieser Epochen sind deutlich zu spüren. So leben an der Südküste Finnlands viele schwedischsprachige Finnen in zweisprachigen Provinzen. Aber nicht nur dort ist das schwedische Erbe präsent, es ist immerhin zweite Nationalsprache und jedes Kind lernt es nicht nur in der Schule, sondern begegnet der Sprache in obligatorischen Kursen an der Uni wieder. Die Sprache und Kultur der Roma, die seit über fünfhundert Jahren finnische StaatsbürgerInnen sind, ist dagegen weitgehend unbekannt. Und die Sámi, eine ethnische Gemeinschaft, die schon auf diesem Territorium lebte, bevor es Nationalstaaten überhaupt gab, wurde leider nach Lappland zurückgedrängt und obwohl sich deren Lebenssituation langsam bessert, ist es schade, dass in den Schulen kaum etwas über diese Minderheiten gelehrt wird.

Die Sauna ist ein essentieller Bestandteil finnischen Lebens und ist besonders im November, dem Monat in dem die Dunkelheit spürbar wird und meistens noch kein Schnee liegt, der die Nacht erhellt, sehr wichtig. Es ist ein von Stimmen und Bewegung erfüllter Ort des Austauschs, wo man mit der ganzen Familie oder mit FreundInnen hinget. In der Sauna werden fast ununterbrochen Aufgüsse gemacht, nach relativ kurzer Zeit springt man in den See, das heißt im Winter ins „avanto“ ein Loch, das ins Eis gehackt wird. Mehr oder weniger bestätigte Gerüchte besagen, dass Urho Kekkonen, der jahrzehntelang Präsident Finnlands war, sich mit den russischen Staatsmännern in der Sauna traf, um ein paar Sachen zu klären. Wie dem auch sei, diese politische Sauna-Ära nahm aber spätestens mit dem Antritt Tarja Halonens als finnische Präsidentin ein Ende. In die Sauna geht man übrigens das ganze Jahr. Die Mittsommernachtssauna wird besonders zelebriert und die Weihnachtssauna, für die extra schon im Herbst ein Birkenzweig (vihta) eingefroren wird, mit dem man sich zur Förderung der Durchblutung auf den Rücken schlagen kann. Dementsprechend gibt es in diesem Land auch Sauna-Weltmeisterschaften, bei denen derjenige gewinnt, der es am längsten in der Sauna aushält ohne sein Gesicht zu bedecken.







Der zweite, mindestens genauso wichtige Nationalsport ist der Langlauf. Man begegnet im Winter ständig Schulklassen, die in die Wälder ziehen und ihre Runden drehen. Vielleicht ist es die Sehnsucht nach Einsamkeit und Natur, die in vielen Finnen steckt, die sie zu stundenlangem Langlaufen in die Wälder treibt. Aufgrund dieser Tatsache sind die Loipen im tiefsten Wald bis in die Nacht perfekt beleuchtet und man begegnet tatsächlich unter der Woche abends um neun Scharen von Langläufern im Wald. Aber auch Eishockey wird geliebt, die Kinder lernen im Schulsport Schlittschuhlaufen, an jeder Ecke werden zu Beginn des Winters die Sportplätze geflutet, in den Straßen begegnen einem hockeyschlägertragende Leute und jede Stadt hat ihr Team, was leidenschaftlich unterstützt wird.

Ich habe in Finnland oft eine besondere Art von Zurückhaltung, verknüpft mit Hilfsbereitschaft und Herzlichkeit erlebt. Als ich einmal anfangs versuchte etwas auf der Karte zu finden, kam niemand der Einheimischen auf mich zu, und als ich mich dann fragend mit meinem sehr begrenzten finnisch an jemanden wandte, lief diejenige plötzlich einen Kilometer mit mir bis wir an dem Ort angelangt waren zu dem ich wollte. Diese Art der wenigen, ausdrucksstarken Worte und der klaren Gesten habe ich später auch bei meinen finnischen Freundinnen wahrgenommen. Daher für alle, die es einmal nach Finnland verschlägt: Lasst euch nicht von der Kühle abschrecken und spricht einfach mit den Finnen!





Sabine Fett beim Abwasch in der Wohnheimküche der Résidence du Thil

●●●●●  
● **Sabine Fett**

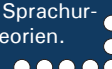
studierte an der Universität Potsdam Germanistische Linguistik und Romanistik mit Schwerpunkt Französisch.

Das akademische Jahr 2002/2003 studierte sie an der Université Picardie Jules Verne in Amiens Niederländische und Französische Philologie.

Von Amiens aus bereiste sie die Picardie, andere französische Städte aber auch Belgien und die Niederlande.

Sie wurde Dritte bei den picardischen Schnellschachmeisterschaften.

Sie lebt in Freiburg und schreibt gerade ihre Magisterarbeit über Sprachur-sprungstheorien.



● **Nützliche Informationen zu Frankreich im Internet**

● Botschaft der Republik Frankreich: <http://www.botschaft-frankreich.de/>

Studieren in Frankreich – Informationen des *Institut français*:

<http://www.studieren-in-frankreich.de/>

Studieren in Frankreich – Informationen der Agentur *EduFrance*:

<http://www.edufrance.fr/>

Informationen zu den Sprachprüfungen *DELFL* und *DALFL*: <http://www.ciep.fr/delfdalf/>





## ● Völkerverständigung geht durch den Magen

### Oder Kochen wie Gott in Frankreich

Um es gleich vorwegzunehmen, dies wird keine Geschichte über die französische Küche. Es wird vielmehr eine Geschichte über die französischen Küchen. Wohnheimküchen. Ge-nauer, es ist dies die Geschichte von der Wohnheimküche in der dritten Etage vom „Mädelstrakt“ der *Résidence du Thil* in Amiens.

Größer als ein gewöhnliches Wohnzimmer ist diese Küche. Die Einrichtung: ein Tisch (größer als ein gewöhnlicher Wohnheimzimmertisch), vier Stühle (drei mehr als in einem gewöhnlichen Wohnzimmer), zwei Elektroplatten und ein Öfchen mit noch einmal zwei Platten. Kühlschrank und Küchengerätschaften aller Art müssen *Thil*-Bewohner auf ihren Zimmern deponieren.

Der Alltag (in) dieser Küche, wie er sich im Herbst 2002 darstellte: Tagsüber saßen dort die wohnheimeigenen Putzfrauen und plauderten, abends gaben sich die Bewohnerinnen der dritten Etage die Klinke in die Hand. D.h., nicht die Klinke, sondern ihren Ausweis. Ein Schauspiel, das gar seltsam anmutete: Gegen 19 Uhr holte Köchin No 1 den Küchenschlüssel am Empfang und hinterließ ihren Ausweis als Pfand. Noch während ihre Nudeln verkochten, kam Köchin No 2 und setzte Wasser auf. Dann ging Köchin No 1 mit ihren Nudeln aufs Zimmer und nahm den Ausweis von No 2 entgegen, die dafür den Schlüssel ausgehändigt bekam. Hernach kam Köchin No 3, stellte ihren Nudeltopf auf eine freie Platte und gab Köchin No 2 – sobald diese mit ihren Nudeln aufs Zimmer verschwand – ihren Ausweis zum Eintauschen. Schon kam Köchin No 4 mit Nudeltopf und Ausweis... So ging es dann bis 23 Uhr, dann war Nachtruhe angesagt. In diesen Stunden hatte die Küche circa 25 Nudeltöpfe kommen und gehen sehen. Gelegentlich macht eine besonders verwegene Bewohnerin noch eine Sauce warm. Lecker!

Anfang Oktober reiste eine Studentin aus Potsdam an, und auch diese unterwarf sich dem Ritual. Für etwa zwei Monate, dann erinnerte sie sich daran, dass sie eigentlich immer ganz gerne gekocht, aber leider nie eine so schön große Küche gehabt hatte. Und so kam es, dass es schon bald vorbei war mit der Beschaulichkeit in der Wohnheimküche in der dritten Etage vom „Mädelstrakt“ der *Résidence du Thil*: Gegen 19 Uhr ging die Potsdamerin an den Empfang, holte sich den Küchenschlüssel, trug allerlei Lebensmittel und Gerätschaften über den Flur und begann, ihr Hobby auszuüben. Wenig später erschien – wie jeden Abend – Köchin No 1 und erkundigte sich zaghaft, ob wohl eine Platte für ihre Nüdelchen frei wäre. Es folgten die Köchinnen No 2, 3, 4 usw. Sie kamen und gingen, die Nudelköchinnen. Schon bald brachte niemand mehr seinen





Die Lieblingsküchenwerkzeuge: Crêpière & Espressokännchen. Foto: Sabine Fett



● Ausweis mit, denn jeder wusste, die Deutsche blieb bis Feierabend. Mit ihr zwei weitere Deutsche aus Frankfurt, die nicht aufhörten zu betuern, dass Gemüsekleinschneiden schon immer ihre Lieblingsbeschäftigung war. So schnippelten sie und sie brutzelten und die Gerichte wurden von Mal zu Mal aufwändiger und die Monate gingen ins Land...

Eines Tages aber traten die Frankfurterinnen die Heimreise an, und die Studentin aus Potsdam war wieder allein mit ihren Lebensmitteln und Gerätschaften, mit denen sie allabendlich gegen 19 Uhr in die Küche einzuziehen pflegte. Die wackeren Köchinnen No 1, 2, 3, 4 usw. weigerten sich – wie schon bei früheren Einladungen – beharrlich, einmal über ihren Nudeltellerrand hinauszuessen. Höchstens vom Nachtschiff probierten sie mal. Oder am Wochenende, wenn die komische Deutsche ihre Nachmittage an der Crêpière oder mit Kuchenbacken verbrachte... Ihre Erasmuskollegen konnten auch nicht aushelfen, denn sie waren alle in anderen Wohnheimen untergebracht. Alle? Nein! Seit einigen Wochen wohnte eine kleine Malteserin in der fünften Etage der *Résidence du Thil*.

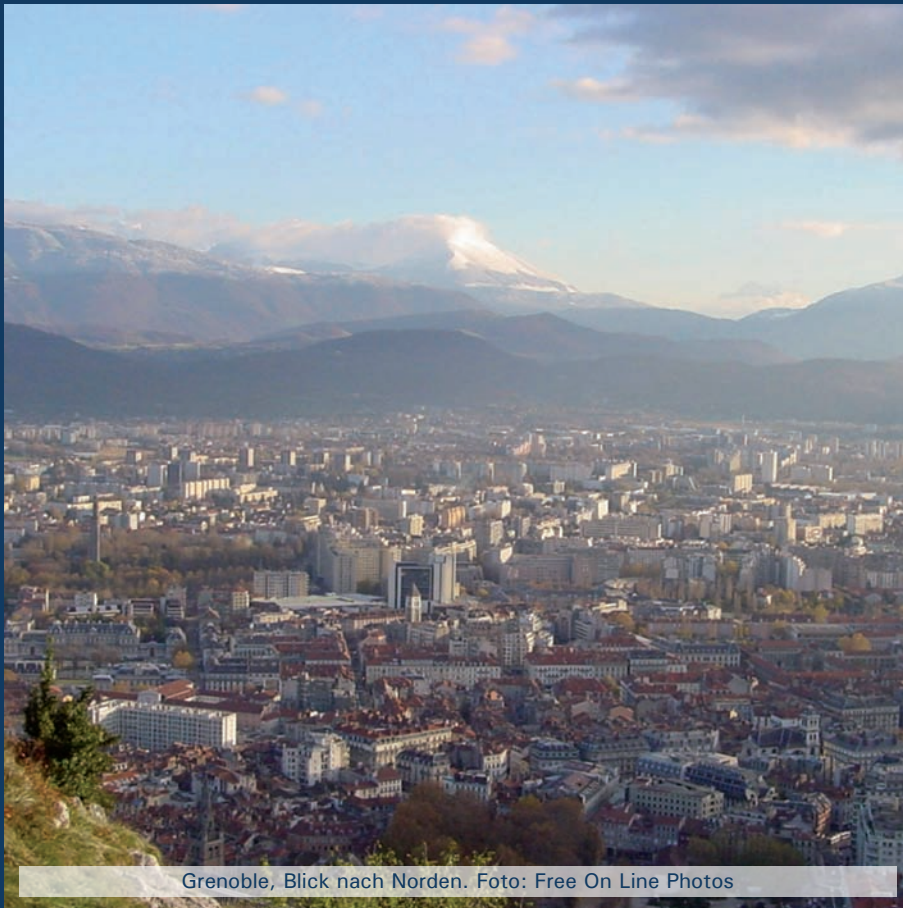
Die Potsdamerin klopfte, verhandelte kurz und so entstand eine wunderbare Küchenfreundschaft. Nachdem Angela zunächst eher zögerlich mit den Besonderheiten der maltesischen Küche herausrückte und die Zubereitung gleich ganz verweigerte, kannte sie bald kein Halten mehr und so schnippelten sie und sie brutzelten und die Gerichte wurden von Mal zu Mal aufwändiger... Leider kannten die beiden überhaupt kein Maß und da selbst die geselligsten Nachbarinnen, *Mme Fromage* und *Mme Sans Couvercle*, nur seltenst einen Happen annahmen, mussten schließlich doch die Erasmuskollegen aus den benachbarten Wohnheimen eingeladen werden, um beim Aufessen zu helfen. Die maltesisch-deutsche Kantine wurde von Spaniern, Italienern, Niederländerinnen, Deutschen, Polinnen, Rumänen und sogar von Chinesen besucht. Erst langsam wurde dem Duo der Vorzug dieser internationalen Küchengesellschaft bewusst, und eines Abends beim *Après-Cuisine*-Espresso kam den beiden eine Idee. Warum nicht all die Besucher auffordern, beim nächsten Besuch etwas aus ihren Heimatland vorzukochen?

So kam es, dass Roberto über Pizzabeläge dozierte, einige Holländerinnen mit einem Eintopf aus Salat, Speck und Kartoffelbrei überraschten, Magda polnische Tomatensuppe servierte und auch gleich noch eine Flasche Wodka aus ihrer Heimat mitbrachte, Chinesisches Allerlei mit unfaßbaren Mengen Reis gezaubert wurde, Sabrina ein Bananenkuchenrezept von den Antillen anschleppte und was nicht alles...

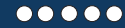
Am 1. Juli 2003 kehrte wieder Ruhe ein, in der Küche auf der dritten Etage vom „Mädelstrakt“ der *Résidence du Thil* in Amiens. Über den Sommer wird das Wohnheim geschlossen, und die Studentin aus Potsdam kocht seither in Freiburg.







Grenoble, Blick nach Norden. Foto: Free On Line Photos



● **Cosima Stawenow,**  
● geb. Schneider

studierte Romani-  
stik und Slavistik  
an der Universität  
Potsdam.

Im akademischen  
Jahr 2004/2005  
war sie als Aus-  
tauschstudentin  
an der *Université  
Stendhal de Gre-  
noble* in Frankreich.

Nach ihrer Rückkehr  
hat sie die Liebe  
ihres Lebens gehei-  
ratet und zog nach  
Heidelberg, wo sie  
an der Universität  
Heidelberg weiter-  
studiert und für die  
Studentenzeitung  
*ruprecht* schreibt.



● **Nützliche Informationen zu Frankreich im Internet**

- Französisches Kulturinstitut: <http://www.kultur-frankreich.de/>
- Deutsch-Französisches Jugendwerk: <http://www.dfjw.org/>
- Studieninformationen des Bildungsministeriums: <http://www.education.gouv.fr/>
- *Les services de la vie étudiante*: <http://www.cnous.fr>
- Wohnungsbörse von CIDU:  
[http://www.cidu.de/raeume/service/wohnungsmarkt/content\\_wohnung.html](http://www.cidu.de/raeume/service/wohnungsmarkt/content_wohnung.html)



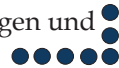


## • Drei, die magische Zahl

Jedes Referat und jede „Hausarbeit“, auch so manche Doktorarbeit und so mancher Essay umfasst 3x3x3 Teile. Erstens: Es gibt, wie hierzulande, Einleitung, Hauptteil und Schluss. Zweitens: Der Hauptteil untergliedert sich in drei Kapitel. Drittens: Jedes dieser Kapitel besteht aus drei Paragraphen. Die unumstößliche Regel lautet: Behalte diese Struktur immer, unter allen Umständen bei, egal ob du in deinem Text über ein Zitat Voltaires philosophierst oder drei (!) unterschiedliche Werke vergleichst. Die Kunst, im Hauptteil immer neun Paragraphen, zu drei Themen gruppiert, aufweisen zu können, wird den ausländischen Studenten im einzig obligatorischen Kurs „*Initiation à la méthodologie littéraire*“ dargelegt. Von diesem Kurs ist dringend abzuraten, wenn man nicht mit dreieckigem Kopf und neuneckigen Augen aus Frankreich wiederkommen will. Ja, wir haben uns sehr über diese Methode lustig gemacht, der Sachverhalt aber ist bitterernst: An allen Schulen und Hochschulen Frankreichs wird das Prinzip „Hypothese-Antithese-Synthese“ gelehrt, von der ordentlichen Heftführung bis hin zu wissenschaftlichen Publikationen. Dieses Prinzip einfach zu ignorieren und frei zu schreiben, dürfte auch dem skeptischsten Franzosen schwer fallen, da es ihm ab seinem Eintritt ins *collège* im Alter von elf Jahren gelehrt wird.

Wer hat sich diese Regel einfallen lassen und wer wacht über sie? Unter den Studenten kursieren verschiedene Theorien: Es sei Descartes, Hegel (warum ausgerechnet ein Deutscher?!) oder gar Aristoteles gewesen, der die „Dreieinigkeit“ (*trinité*) festgelegt hätte. In der Tat hat die Dramentheorie Aristoteles' drei Teile wie auch Hegels Dialektik (Hypothese, Antithese, Synthese) und auch die Theorie Descartes' von den Wissenschaften (*la médecine, la mécanique* und *la morale*, untermauert von der Metaphysik und der Physik). Auch habe ich öfters den Satz gehört: „*Comme tous les français, je suis cartésien*“, was so viel bedeutet wie, dass alle Franzosen auch heute noch Anhänger der Doktrin Descartes' sind, und das offensichtlich gern. Befindet sich ganz Frankreich also noch mental am Anfang des 17. Jahrhunderts? Ja, dank der Académie française und der Sorbonne, die bis auf den heutigen Tag das geistig-produktive Leben einer ganzen Nation auf Schritt und Tritt überwachen.

In der Praxis sieht das folgendermaßen aus: Im ersten Universitätsjahr besucht der Literaturstudent oben genannte Einführungskurse, um sich die Methode bis ins Detail anzueignen. Im Laufe des Studiums erklären die Profs immer wieder, wie sie sich die Struktur der Arbeiten wünschen. Das Spektrum reicht dabei von „nur acht oder sieben Teile zu haben ist ein Fehler“ bis hin zu „versucht euch wenn möglich nach der *trinité de la Sorbonne* zu richten“. Wenn man es gewohnt ist, nach deutscher Art zu arbeiten, also eine Problemstellung und eine mögliche Lösung des Problems zu finden, egal in wie viel Kapiteln, empfindet man die französische Methode zwar als einschränkend, aber auch hilfreich. Angenommen, man kann mit dem Thema nichts anfangen und





Schlückchen, Knabbereien und Scherzworte. Foto: Cosima Stawenow





- hat überhaupt keine Lust, etwas darüber zu schreiben, weil der ganze Kurs über genau dasselbe Thema schreiben muss, braucht man nur auf einem Blatt die acht bis neun wichtigsten Gesichtspunkte zu notieren und sie einigermaßen passend anordnen. Dadurch wird die Gefahr genommen, sich zu wiederholen oder zu sehr auszuschweifen. Als Richtlinie zum logischen Aufbau von Texten ist die Idee der „trinité“ also nicht schlecht. Bei ungeübten, ängstlichen oder lustlosen Schreibern jedoch führt sie zur Überstrukturierung eines inhaltlosen Textes, der auch strukturbesessene Profs zum Gähnen bringt. Kurz: Ein Studium in Deutschland ist viel interessanter. Nach acht Monaten in Frankreich fällt es mir jedoch bereits schwer, auch nur einen kurzen Text ohne mindestens drei Paragraphen auszuarbeiten.

Auch ein normales Mittag- oder Abendessen hat – genau betrachtet – diese tertiäre Struktur. Es folgen drei bis fünf 5 Gänge, also *l'apéritif, l'entrée, le plat principal, le dessert* und *le café* aufeinander. Die drei mittleren Gängen werden eingeleitet und abgerundet durch die zwei kleineren Elemente, was wiederum insgesamt ein Trio ergibt. Diese Struktur wird sogar bei spontanen Einladungen unter Gleichaltrigen eingehalten. Zunächst sitzt man also da mit Whiskey, Likör oder auch nur Rotwein oder verdünntem Sirup und gibt sich kleinen Schlückchen, Knabbereien und Scherzworten hin. Währendessen ist einer der Gastgeber noch in der Küche mit der Zubereitung der folgenden Gänge beschäftigt. Sobald er (meistens natürlich sie) „à table!“ ruft, begeben sich alle vom Wohnzimmer oder der Terrasse in die Küche oder ins Esszimmer und stärken ihren schon flauen Magen mit etwas Salat, Suppe oder Käse. Dazu gibt es immer einen Brotkorb und eine Karaffe mit Leitungswasser. Endlich wird die warme Mahlzeit aufgetragen, und auch wenn es sich um gar nichts besonderes handelt, hat man mittlerweile einen so großen Appetit, da man schon seit einer halben Stunde Leichtes knabbert und Hartes trinkt, dass man sich mit Vergnügen darauf stürzt. Schleicht sich allmählich ein Sättigungsgefühl ein, ist es schon an der Zeit, das Dessert einzunehmen. Dabei kann es sich um alle möglichen Arten von Kompott, Kuchen und Pudding handeln, die so leicht sind, dass man sie garantiert immer hinunterbekommt. So. Bis jetzt hat man nicht mehr gegessen als in einem deutschen Gasthaus, wo einem ein einziger Teller vorgesetzt wird, den man in einer viertel Stunde aufgegessen haben muss, damit er nicht kalt wird. Bei einer Einladung *à la française* isst man mindestens eine Stunde lang und legt immer mal wieder eine Pause ein. Eventuell nimmt man im Anschluss noch einen kleinen, sehr schwarzen Kaffee im Wohnzimmer ein.

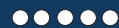
La trinité, c'est contagieux. Merci de me l'avoir si bien appris, même s'il apparaît que ce texte ne soit pas très bien structuré!

Fazit: Die „Dreieinigkeit“ ist ansteckend. Hiermit möchte ich mich bei all denjenigen bedanken, die sie mir erfolgreich beibrachten und mich für die Strukturlosigkeit des Textes entschuldigen. ●





Kristina in der Mensa in Thessaloniki. Satt und zufrieden.



● Kristina Tschesch



studierte Geschichte, Anglistik/Amerikanistik und Medienwissenschaft an der Universität Potsdam.

Das Wintersemester 2003/04 verbrachte sie als Erasmusstudentin an der Aristoteles Universität Thessaloniki.

Derzeit schreibt sie ihre Magisterarbeit in Geschichte und hofft, danach erfolgreiche Journalistin zu werden. Gegen einen Job als Korrespondentin in Griechenland hätte sie nichts einzuwenden.



● Nützliche Informationen zu Griechenland im Internet

- Studieninformationen der Erziehungsabteilung der Griechischen Botschaft:

<http://www.griechische-botschaft.de/erziehung/studium.htm>

Informationen zum Studium der Bundesagentur für Arbeit:

<http://www.europaserviceba.de/content/countries/GR/studium.html>

Griechische Kulturstiftung Berlin: <http://www.griechische-kultur.de/>

Aristoteles Universität Thessaloniki: <http://www.auth.gr/>





## „Nóstimos“

### oder: Warum ich in meinem Erasmussemester vier Kilo zugenommen habe

Essen ist mit Griechenland einfach unzertrennlich verbunden. Denke ich an Griechenland, fallen mir neben blauem Wasser, engen Gassen, kleinen Katzen und hupenden Autos eben auch sofort reichlich gedeckte Tavernentische ein, um die große fröhliche Gruppen herumsitzen. Auch der Geruch von frischem Fisch und griechischen Gewürzen ist wieder präsent, wenn ich die Augen schließe und mir vorstelle, ich ginge durch die Markthallen von Chania oder Thessaloniki.

Ich habe vier Jahre meiner Kindheit in Chania auf Kreta verbracht und bin als Austauschstudentin nach Griechenland zurückgekehrt, diesmal nach Thessaloniki. Ein hungriger Bauch studiert nicht gern, heißt es? In Griechenland hat man keine Ausrede, denn mittags und abends kann jeder Student in der Mensa eine kostenlose Mahlzeit bekommen. Der riesige Mensaraum hat einen etwas morbiden Charme, er ist immer voll und ein permanentes Stimmengewirr lässt einen das Gegenüber kaum verstehen. Macht aber nichts, mit vollem Mund spricht man ja eh nicht.

Betritt man das Mensagebäude, muss man sich sofort entscheiden, welches der zwei Gerichte man gerne hätte. Das Angebot steht im Erdgeschoss angeschlagen und man wählt dann Treppenaufgang A oder B. Für uns Erasmusstudenten war das oft eine große Herausforderung, denn wir kannten nicht immer alle Essensvokabeln. „*Fasolákia* – das sind doch Bohnen, oder nicht? *Kotópoulo* ist jedenfalls Huhn, das weiß ich genau!“ Im Zweifelsfall sollte man sich in die längere der beiden Schlangen einreihen. Es hat einen Grund, warum alle Griechen hier anstehen.

Oben angekommen, bekommt man seinen Teller auf einem Tablett gereicht. Von wem, das wird man allerdings nie erfahren, denn eine anonyme Hand reicht das Essen durch einen Schlitz in der Wand. Lugt man hindurch, kann man nur den Bauch einer dort sitzenden Mensafrau erspähen und ein Fließband, auf dem ihr die Tablettts entgegenkommen. Man sollte sich an olivenölreiche Küche gewöhnen, aber gut hat das Essen fast immer geschmeckt. Salat und Obst gibt es auch dazu. Manchmal auch Joghurt oder Eis zum Nachtisch. Getränke muss sich jeder selber mitbringen oder aber seine Flasche unter einen der Wasserhähne halten, aber Achtung: das griechische Leitungswasser ist gechlort. Und merke außerdem: möglichst nie das Essenstablett fallen lassen! Sobald Geschirr zu Boden fällt (und das passiert gar nicht so selten), setzt im ganzen Saal Applaus ein. Dieser verbreitet sich bis ins Erdgeschoss, wo die letzten Studenten noch anstehen. Peinlich! Das passiert einem so schnell nicht wieder...

Am Wochenende haben wir natürlich auch oft eine der vielen Tavernen besucht. Es gilt: vor 21 Uhr geht man in Griechenland nicht essen. Im Gegensatz zu deutschen Restaurants bestellt in





Auch die Katzen haben Hunger. Und wie.



● Griechenland nicht jeder Gast ein Gericht für sich allein. Stattdessen wird aus der Karte möglichst viel gemeinsam ausgewählt. Neben Fleisch und Fisch bestellt man hauptsächlich verschiedene Vorspeisen. Das Bestellte wird dann auf dem ganzen Tische verteilt: *Tsatsiki*, *Psomí*, *Patátes*, *Biftéki*, *Saláta*, *Dolmadákia*, *Sufláki*, *Kalamáres* und so weiter und so fort. Jeder nimmt, worauf er Lust hat. Das macht das Essen zu einem besonders geselligen Erlebnis, Teller werden herumgereicht und man probiert an einem Abend gleich ganz viele Besonderheiten der griechischen Küche. Einfach toll. Man sagt sich „*Kalí órexi*“ – Guten Appetit. Und dann natürlich auch „*Yia mas*“ – Prost, oder genauer übersetzt: Für uns bzw. Auf uns! Wir prosteten uns meist mit *Retsína* zu, einem preiswerten geharzten Weißwein. Den trinkt man selten pur. Leckerer schmeckt er tatsächlich mit Cola gemischt.

Ein Tavernenbesuch bedeutet für die Griechen „*paréa*“, also Gesellschaft. Es wird möglichst viel bestellt, weil man seinen Freunden Gutes tun will. Leere Teller werden zwischendurch nicht abgeräumt. Schließlich soll jeder sehen, dass reichlich aufgetischt wurde.

Wenn es im Alltag in Thessaloniki einmal schnell gehen muss mit dem Essen, dann hat man auch zahlreiche Möglichkeiten. Im Imbiss gibt es leckere *Gyros Pita*: Gyrosfleisch vom Spieß in einer Teigtasche mit Salat, Senf, Ketchup und sogar Pommes Frites garniert. Oder man entscheidet sich für Crêpes, die man sich süß oder herzhaft belegen lassen kann. Auch *Tirópita* oder *Spanakópita*, warmes Blätterteiggebäck, gefüllt mit Schafskäse oder Spinat werden überall verkauft.

An jeder Ecke steht außerdem ein Straßenverkäufer, der *Koulouria* anbietet – Sesamkringel in der Größe eines Bagels. Ein Koulouri und ein Kaffee, das gilt als das typische schnelle Frühstück eines Thessalonikiers. Auch Eiskaffee, den Nescafé Frappé, trinken die griechischen Studenten zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sei es im Studentencafé, wo der Frappé nur einen Euro kostet oder in einem der schicken Cafés an der *Paralía*, der Promenade am Hafen, wo man schon mal das Dreifache bezahlt. Dafür hat man hier den Ausblick aufs Meer und die vorbeiflanierende Jugend, denn das „*Páme vólta!*“ – „Gehen wir Spazieren!“ gehört sonntags oder auch am Abend vor der Disko einfach dazu. Sehen und gesehen werden.

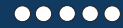
Was die täglichen Einkäufe angeht, so sind die Preise in griechischen Supermärkten wie bei uns, bei Produkten wie Milch und Wurst sogar höher. Preiswert gibt es Schafskäse oder auch griechischen Joghurt (besonders lecker mit Honig!). Wer sparen will, geht auf dem Markt einkaufen. Hier haben wir für wenige Cents wirklich Unmengen von Gemüse und Obst abgeschleppt. Ach und von den Nachspeisen habe ich noch gar nicht gesprochen, die sind ja auch so „*nóstimos*“, also lecker... Knnrrrrr. Oh, jetzt meldet sich mein Magen. Schnell zum Griechen um die Ecke. Oder noch besser: gleich einen Billigflug buchen. Nach Griechenland, in meine zweite Heimat. Und auch wenn dieser Text den Eindruck erwecken könnte: nicht nur des tollen Essens wegen.







Blick auf den Sitz der anglikanischen Kirche vom Tyler Hill. Foto: Christian Stecker

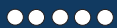


● Christian Stecker



studiert Politikwissenschaft an der Universität Potsdam.

Das akademische Jahr 2003/2004 verbrachte er an der *University of Kent at Canterbury* in England.



● **Nützliche Informationen zu Großbritannien und Nordirland im Internet**

● Britische Botschaft Berlin: <http://www.britischebotschaft.de/>

Informationen für ausländische Studierende des *Universities and Colleges Admission Service*: <http://www.ucas.ac.uk/studyuk/what.html>

Britische Hochschullandschaft: <http://www.scit.wlv.ac.uk/ukinfo/>

Studieninformationen des *British Council*: <http://www.educationuk.org/>

*The Council for International Education*: <http://www.ukcosa.org.uk/>





## ● Der Zauberhügel Tyler Hill

Ein einfacher junger Mensch, nennen wir ihn Fritz, reiste im Spätsommer von Potsdam, seiner Studienstatt, nach Canterbury. Er fuhr zum Erasmusstudium für acht Monate. Keine vier Reisetunden entfernten ihn von seinem Alltag, all dem, was er seine Pflichten, Interessen, Sorgen, Aussichten nannte, viel mehr als er sich beim Flug auf die Insel wohl träumen ließ.

Die *University of Kent* lag auf einem kleinen Hügel, zu dessen Füßen sich die Kathedrale von Canterbury erhob, in der sich täglich hunderte Touristen weismachen ließen, dass man auf den Bodenfliesen noch den Blutfleck des 1170 erschlagenen Erzbischofs Thomas Beckett erkennen könne. Unser Protagonist bezog ein kleines, teures Zimmer in einer Hausgemeinschaft im architektonisch von Kohlearbeitersiedlungen inspirierten Studentendorf Park Wood unweit der Universität. Während dort in den achteckigen Colleges die englischen Erstsemester residierten, ihre Befreiung vom Elternhaus feierten und sich beim „*At 2 a.m. I'll press the fire alarm so I can see Dorothy in Pyjamas at the assembly point*“-Spiel vergnügten, wohnten im Park Wood die meisten Gaststudenten und die älteren einheimischen Semester, die sich bereits Gedanken machten, wie man mit einem *Bachelor of philosophy and filmstudies* jemals den Studienkredit im abbezahlen sollte.

Die Einsamkeit, die Fritz befiel, als er das leer stehende Haus im *Farthingscourt No. 15* betrat, sollte nur eine halbe Flasche Wein wahren und für den gesamten Aufenthalt nicht mehr wiederkehren. Zügig erfüllten die Französin Chloé, die Spanierin Irene, der Franzose Gregor und die Deutsche Levke die morbide Reihenhaushälfte mit Leben. Fritz fühlte sich in *Farthings 15* bald wie in einer Großfamilie ohne die störende Autorität der Eltern. Dort lebten sie zusammen, ärgerten sich, aßen einander den letzten Joghurt weg, erwischten sich in peinlichen Momenten, schickten sich gegenseitig zum Einkauf in den Campus Shop und hielten die Küche in dauernder Unordnung. Obwohl sie nie Tabak kaufte, wurde Chloé bald zu Fritzens Lieblingsschwester. Gregor gab den unangenehmen Bruder und die liebenswerte wie ernste Levke gab sich redlich Mühe, dem Rollenklischee aus der Erasmus-Klamotte *L'Auberge Espagnol* zu entsprechen und achtete vergeblich aber akkurat auf den Putzplan und die Einteilung des Kühlschranks. Irene fühlte sich schon in der ersten Woche stark zu einem anderen Gaststudenten hingezogen und war eigentlich nie da.

Waren die Erdenker des ERASMUS-Programms angetreten, den regen Austausch junger Europäer zu fördern, auf dass sie ein baumdickes Band der Völkerfreundschaft knüpften, schien die Universität die englischen Studenten vor jeglicher Europäisierung schützen zu wollen. Nicht nur in *Farthings 15* fehlte ein *native speaker*, nein, fast im gesamten *Court* drang vorrangig französisch, italienisch, spanisch oder amerikanisch akzentuiertes Englisch aus den undichten Fenstern. Bevor Fritz spät zwei englische Freunde fand, blieb es bei kurzen deutsch-englischen Kontakten in Seminaren oder im Pub, bei denen nicht selten Erkundigungen eingeholt wurden, ob die fran-





Erasmussitten in England: der obligatorische Fünfhrespresso. Foto: Christian Stecker





zösische bzw. deutsche Mitbewohnerin noch zu haben sei. Das Drehbuch für einige montypischeske Episoden wurde von der jüngeren sportlichen und politischen Vergangenheit beider Länder geschrieben. Da es auf der Insel nie verwunden wurde, ohne Fehlentscheidungen des Schiedsrichters immer chancenlos gegen Deutschland aus diversen Fußballturnieren ausgeschieden zu sein oder weil die Engländer nur ihren vorzüglichen britischen Humor an den deutschen Gästen ausprobieren wollten, konfrontierten sie Fritz selten aber mehr als einmal mit längst unüblichen deutschen Verhaltensweisen. „*Don't mention the war!*“ hatte er sich als entwaffnende Entgegnung zurecht gelegt. Irgendwo stand auch immer noch ein erregt gestikulierender Deutscher, der leidenschaftlich deklamierte, dass sich die Deutschen seit damals ja ziemlich geändert hätten, nur umso das älteste Vorurteil über die deutsche Humorlosigkeit zu bestätigen.

Das Leben war ferienlagerleicht und viele Begegnungen fast kindlich unbefangen. Wie unter Kindern fühlte sich Fritz auch bei den Unterhaltungen in den ersten Tagen. Zwar reifer und über 1,20 m, fehlte den Erasmusfahrenden für die Äußerung tiefsinniger Gedanken häufig die passende englische Vokabel. Was sich in der Muttersprache zu einer anspruchsvoll kontroversen Diskussion über die Rolle der USA im 21. Jahrhundert hätte entwickeln können, verharrte so zur schmerzhaften Erfahrung der Gesprächsbeteiligten bei dem wenig befruchtenden Austausch von „*I don't like George Bush*“ und „*Me neither!*“

Trotz der Sichtnähe zur Stadt blieb der Hügel immer merkwürdig abgeschieden. Die Hügelgemeinschaft genügte sich schlichtweg selbst. Sie hatten einander davor nie gesehen und die meisten sollten auch nach der Abreise keine zwei Sammelmails mehr austauschen. Und dennoch lebten sie trotz allgegenwärtiger Oberflächlichkeiten sehr eng und vertraut miteinander.

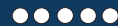
Natürlich studierte unser Protagonist auch fleißig und sinnierte in der Templeman-Library auf die Kathedrale blickend, was die Welt im Innersten zusammenhält, und erledigte Dinge, die auf der Welt jenseits von Tyler Hill für bedeutend gehalten wurden. Doch das gehört nicht hierher. Das, was ihm immer in Erinnerung bleiben wird, spielte sich in den Küchen von Park Wood und in Woodie's, dem Studentenpub ab. Ein Pooltisch, ein Fernseher, auf dem sich immer gerade zwei Teams aus der Champions League kicken wollten, ein paar Tische und eine Bar bildeten den zweitwichtigsten Fixpunkt im Leben der Hügelgäste. Hierhin flohen die Studenten vor der Bürde ungeschriebener Essays, hier fachsimpelten sie über die Geschmacksneutralität englischer Biere, verfolgten beeindruckt Trinkwettbewerbe wenn sie nicht selbst daran teilnahmen, und selbst der treue Alessandro brach das alltägliche Telefongespräch mit seiner eifersüchtigen Freundin daheim immer rechtzeitig vor dem Ruf zur last order ab.

So hätte sich das Leben ewig im Kreis drehen können. Doch die Zeit stapfte mit großen Schritten voran. Nach acht Monaten auf dem Zauberhügel reiste Fritz zurück ins märkische Flachland.





5 Uhr morgens, auf dem Weg zum *job centre*. Foto: Andrej Tschitschil



● Andrej Tschitschil



studiert als Lehramtskandidat Englisch, Latein und Russisch an der Universität Potsdam und der Humboldt-Universität zu Berlin.

Das akademische Jahr 2003/2004 verbrachte er im Rahmen des Erasmusprogramms an der *University of Hull* in Kingston upon Hull, Yorkshire. Er besuchte dort hauptsächlich Kurse der Medien- und Theaterwissenschaften und kam so auch zum Theaterspiel. Neben dem Anglistik-Studium wandte er sich auch anderen Sprachen zu und lernte Italienisch.



● Nützliche Informationen zu Großbritannien und Nordirland im Internet

● *British Council*: <http://www.britishcouncil.de/>

Informationen der Bundesagentur für Arbeit:

<http://www.europaserviceba.de/content/countries/GB/menu.html>

Jobbörsen, aufgelistet vom Deutschen Gewerkschaftsbund:

<http://www.studentsatwork.org/UNIQ114414405104254/doc116246A.html#jau>

Informationen des britischen Gewerkschaftsverbands für arbeitende Studierende:

[http://www.tuc.org.uk/tuc/students\\_main.cfm](http://www.tuc.org.uk/tuc/students_main.cfm)





## ● Jobbing statt clubbing

### Yorkshire

Einst industrialisiert bis ins Mark gilt Yorkshire als tot in Sachen Industrie. Das wollte ich nicht wahrhaben, als ich mir in der dritten Woche meines Erasmusaufenthaltes in der Hafenstadt Kingston Upon Hull die Touri-Info vornahm. Ich wollte alle Informationen auf einmal aufsaugen. Da stach mir natürlich das Industriegebiet im Stadtplan ins Auge. Im geistigen Auge rollte ich schon an den Kränen, Fließbändern und riesigen Anlagen vorbei. Hier dampft es und pulsiert es. Irgendwie roch es auch immer nach geschmolzenem Käse in dem Studentenviertel. Später erfuhr ich von der am Stadtrand befindlichen Schokoladenfabrik. England – die Mutter der Industrialisierung. Eine Fabrikerfahrung konnte ich mir nicht entgehen lassen. Auf meinem neuen Drahtesel sollte dann ein Ausflug folgen. Im Ursprungsland des Kapitalismus musste sich doch irgendwo in einer Fabrik ein Job finden lassen. Zunächst war ich aber am Anfang meines Aufenthaltes regelmäßiger Gast in der universitären Jobzentrale. Welch eine Wonne mich dort immer mit einem Lachen begrüßte! Es dauerte auch nicht lange und ich war angestellt als Telefonist bei einer Firma, die Umfragen zu Katzen- und Hundefutter in Deutschland, ja richtig, Deutschland, durchführte. Jeder wird sich über die Verzerrung von Raum und Zeit wundern. Warum so ein Aufwand, kann man das ganze nicht in Deutschland durchführen? Nein, ich wollte gar nicht nachfragen, denn ansonsten musste ich wieder unzählige Pubs durchforsten und fragen, ob hinter dem Tresen nicht ein Plätzchen für einen *German* frei sei. Das tat ich nämlich am Anfang ohne Erfolg. Nach einigen Wochen durfte ich dann auch englische Umfragen starten, diesmal zum Alkohohlgenuss der *Tomies*. Nach dem Motto „Ein Gläschen am Morgen vertreibt Kummer und Sorgen“ konnte ich schneller als der Doc die Leberzirrhose erkennen und erfreute mich dabei an der Varietät der Akzente der Angerufenen. Mein English war *in progress*. Die *supervisors* machten sich aber über meinen lockeren Ton ein wenig Sorgen, denn manchmal dehnte sich die Umfrage auf persönliche Themengebiete aus. Ich sprach über die Zerstörung verschiedener Städte im Zweiten Weltkrieg, wahrscheinlich mit einem Partisanen, der mir als Deutschen gehörig akustisch den Hintern versohlte. Dann mit Jasmine, einer alten Frau, die in Kent wohnte und in Deutschland nach dem Krieg gesungen hatte. Wir unterhielten uns eine halbe Stunde. Sie schickte mir sogar ein Packet und wollte mich ihren Enkeln vorstellen. Unzählige Persönlichkeiten rauschten mir am Hörer vorbei. Ich sollte in der *market research company* bis zum bitteren Ende arbeiten.

Da ich mich den universitären Anforderungen gewachsen fühlte und die vorgegebene Anzahl der *creditpoints* ohne Probleme schaffen konnte, hatte ich noch Zeit, neben dem Studium die The-





Pflanzenfabrik, am Fließband: Erde trifft Styropor. Foto: Andrej Tschitschil



atergruppe einer der unzähligen *societies* zu besuchen (und stand glatt bei dem Stück „*Rosenkrantz and Guildenstern are Dead*“ auf der Bühne), mich mit Menschen aus aller Herren Länder zu treffen und Ausflüge zu starten. Wir trampften nach Liverpool, besuchten den Früchtemarkt um drei Uhr morgens, starteten eine zweitägige Fahrradtour mit unseren 20-Pfund-Fahrrädern („*a dog race*“), besuchten die Landzunge Spurn Point oder fuhren einfach nur ans Meer. Es gab viel zu entdecken. Der alte Hafen am dreckigen River Humber war zu meinem persönlichen Lieblingsplatz geworden.

Ich suchte aber auch nach anderen Erfahrungen. Ich wollte die Arbeiter der Stadt kennen lernen, denn in unserem Studentenviertel waren wir von angenehmen, problemlosen Mittelklassegebieten umgeben und die eigentlichen Arbeitersiedlungen waren weit weg. Ich blätterte also in den unzähligen Zeitungen, besuchte fast jedes *joboffice* in der Stadt – von der universitätseigenen Agentur hatte ich mich abgenabelt und versuchte es auf eigene Faust. Ich landete dann in den Osterferien für zwei Wochen in einer Filterfabrik. Hier spielte Musik, die Leute sangen bei ihrer monotonen Arbeit, ich versuchte mich mit ein wenig Poesie und kleinen selbstfingierten Geschichten geistig über Wasser zu halten, während ich einem Traktorluftfilter das Drahtskelett einverleibte. Die Leute allesamt *down to earth*, offen und für ein Pläuschchen zu haben, Fußball war immer ein gern diskutiertes Thema, mir schien als definierten sich die Menschen hier vielmehr über die Fußballvereine als über ihre eigene Persönlichkeit. Das musste ich erst noch lernen. Mein Team waren dann halt die Tottenham Hotspurs. Ein Fußballspiel und der meist kurze gemeinsame Pubbesuch nach der Arbeit durften natürlich auch nicht fehlen. Die Schicht begann immer um sechs Uhr morgens.

Eines Morgens, die Sonne ging gerade auf, sah ich Pferde vor dem Fabriktor. Ich dachte, ich träume, ein wenig surreales *feeling*. Stutzte ich Dali gerade den Bart oder war das Wirklichkeit? Ich zwinkerte, das Pferd stand immer noch kauend vor mir. In der Fabrik klärte man mich auf, die *Gypsies*, allen bekannt aus dem Guy-Richie-Streifen „*Snatch*“, hatten sich hinter der Fabrik angesiedelt. Ich hörte nur noch „*Don't mess with these*“ und es ertönte die Sirene, Akkord, ich liebe dir. *Oxford English* war auch nicht ihre Stärke. Es gab unterschiedliche Ausschweifungen wie: „*You was 'ere yes'er dai*“. So konnte ich am Fließband auch noch Dialektforschung betreiben.

Neben den Filtern steckte ich in anderen Fabriken kleine Blumentöpfe zusammen, sammelte Möbelplastikkombinationsstücke aus den Formen, setzte Holzplatten zusammen und lernte einen Nigerianer kennen, mit dem ich um die Häuser zog. Alles in allem ein Genuss, neben der akademischen Seite auch einmal England haptil erlebt zu haben. Wozu haben wir denn unsere Hände? Und sein eigenes Geld zu verdienen löst ja auch Stolz aus. Das Thema Ausbeutung gehört auf







Finde die deutschen Studenten! Foto: Enrico Rima

●●●●●  
● Benjamin Itter

studiert Germanistik, Politikwissenschaft und Anthropogeographie an der Universität Potsdam.

Das akademische Jahr 2005/2006 verbringt er als *free mover* an der Universität Kerala, Indien.

Falls Ihr Informationen zum Studium an der Universität in Indien haben möchten (Kosten, Ablauf, Bewerbung), meldet Euch unter [ittben@web.de](mailto:ittben@web.de) !

●●●●●

● Nützliche Informationen zu Indien im Internet

- Indische Botschaft, Berlin: <http://www.indianembassy.de/>
- India Image - ein Portal der Indischen Regierung: <http://indiaimage.nic.in/>
- Ministerium für Bildung: <http://www.education.nic.in/>
- Hochscullandschaft, dargestellt vom Bildungsportal *Education Info India*: <http://www.educationinfoindia.com/INDES.htm>
- *National Network of Education* – Regional gegliederte Informationen zum Bildungssystem: <http://www.indiaeducation.info/>





## ● Die Entdeckung der Langsamkeit

Von Neu Delhi, der Hauptstadt Indiens im Norden, bis Trivandrum, der Landeshauptstadt Keralas im Süden, sind es 3000 Kilometer. Die Fahrt mit dem Zug dauert 52 Stunden: Indien ist groß, die Züge sind langsam. So groß das Land, so verschieden ist es auch. Die Menschen Kaschmirs oder Himachal Pradeshs, den Regionen zu Füßen des Himalajas und die Bewohner der tropenschwülen Küstenregionen von Kalkutta bis Kanyakumari, dem südlichsten Punkt Indiens, unterscheiden sich durch Kultur, Sprache, Mentalität und Religion. Indien ist das Land der Einheit in der Vielfalt. Nach der Unabhängigkeit von der Kolonialmacht England im Jahre 1947, entstand die Republik Indien als Idee – getragen von den Gründungsvätern Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru. Heute leben circa 1,1 Milliarden Menschen auf dem Subkontinent, Indiens Sprachlandschaft umfasst 21 offizielle Sprachen, etwa 415 Sprachen und Dialekte werden gesprochen. Der Vielvölkerstaat beherbergt alle großen Weltreligionen, wobei der hinduistische Glaube das Gros ausmacht. Die Buddhisten im Tross des Dalai Lama, die muslimischen Nachfahren der Mogulherrscher in Agra, oder die Christen Keralas gehören alle zu Indien wie die bunte Götterwelt um Vishnu, Shiva oder Krishna.

Zurück in den Zug. Ein Blick auf Abteile und Passagiere zeigt einen Querschnitt der heutigen indischen Gesellschaft. Von der vollgequetschten Holzbank im stickigen Waggon bis zum Einzelabteil mit Klimaanlage, will sagen vom Bauern aus Andhra Pradesh bis zum Bankier aus Bombay, finden sich alle Klassen und Schichten. Vielleicht stimmt das nicht ganz, denn der wirklich reiche Inder fliegt mit dem Flugzeug oder Hubschrauber, wohingegen der bitterarme sich kein Geld für den Fahrschein leisten kann und in seinem Leben vielleicht jemals höchstens 50 Kilometer von seinem Dorf entfernt war. Armut bekommt man auch im Zug zu Gesicht, sie steigt an fast jedem Bahnhof ein: Verkrüppelt, geschunden, schmutzig, auf Knien rutschend bettelt sie um ein paar Rupien, verkauft vielleicht Plastikspielzeug aus China, tanzt als Kind zum Klang einer Flöte oder fegt den staubigen Fußboden.

Ich studiere seit neun Monaten in Trivandrum im Bundesstaat Kerala. Kerala gilt als einer der Musterstaaten Indiens. Kurios ist, dass hier im Jahre 1957 die weltweit erste kommunistische Regierung aus freien Wahlen hervorgegangen ist. Diese war nur zwei Jahre an der Macht, bevor sie von der damaligen Zentralregierung aus dem Amt gehoben wurde, implementierte jedoch Landreformen und Alphabetisierungskampagnen, auf die unter anderem der heutige Erfolg Keralas zurückgeht. Nahezu 90% der Keraliten sind Landbesitzer, 1991 wurde von der UNESCO die vollständige Literarisierung anerkannt, der indische Durchschnitt liegt bei ca. 60%. Kerala hat trotz Einkommens pro Kopf von 350 Euro pro Jahr nahezu die gleichen Werte bezüglich der Geburtenraten, Lebenserwartung und Alphabetisierung wie Deutschland. Die schwache Wirt-





Bananenchips statt Pringles. Foto: Enrico Rima





● schaftskraft Keralas hat natürlich auch negative Auswirkungen, so sind viele „Malayalis“, wie die Bewohner ihrer Sprache wegen (Malayalam) genannt werden, arbeitslos, besonders Frauen und Hochqualifizierte. Viele Keraliten arbeiten in den boomenden Golfstaaten und können nur einmal im Jahr ihre Familien sehen. Die Menschen hier sind hochpolitisch, bei den Wahlen zu den Studentenparlamenten liegt die Wahlbeteiligung immer um die 90 Prozent, wenn auch bei Kommunalwahlen der Trend sinkt – Politikverdrossenheit ist im heutigen Indien kein Fremdwort mehr. Trotzdem vergeht in Kerala kein Tag ohne hitzige Diskussionen am Teestand oder im Bus – dabei geht es vom Irakkrieg und Atomwaffensperrverträgen über Wasserknappheit durch das Gebaren des Coca-Cola Werks hin zu der Erhöhung der Buspreise um zwei Rupien. Die Kommunisten sind nach wie vor eine starke Kraft, wenn sie auch zur Zeit nicht die Regierung stellen. Fast jeder Arbeiter ist in Gewerkschaften organisiert, das gilt auch für die Studenten. Der Streik ist ein guter Freund der Keraliten und Genosse Marx erfreut sich großer Beliebtheit bei den Professoren der Politikwissenschaften.

Einen Studienplatz in Indien zu organisieren, braucht viel Zeit. Tage und Wochen verstrichen bis zur Ausstellung des Studentenausweises, unangekündigte Streiks über locker eine Woche ließen keinen Kontakt zur Uni zu und die Durchsicht von Hausarbeiten und Klausuren dauert auch schon mal sechs Monate (o.k. Uni Potsdam...). Aber um fair zu sein waren wir (wir sind hier zu zweit angekommen, von Enrico stammen die Fotos) auch die ersten ausländischen Studenten an der Universität Kerala. Günther Grass war in den Siebzigern mal am Germanistischen Institut Kaffee trinken, der zählt aber nicht. Das Institut ist klein und nett, die Bibliothek ist gut sortiert und falls Ihr Germanistik studiert, kann ich euch sagen, dass Deutsch unter Palmen ein ganz neues Lerngefühl vermittelt. Übrigens stammt die erste Malayalam-Grammatik von Hermann Gundert, dem Großvater Hermann Hesses. Erstgenannter kam im 19. Jahrhundert als Missionar nach Kerala und seine Tagbücher haben Hermann H. zum Verfassen des Siddharta angeregt.

Das Bildungssystem ist wie die Bürokratie sehr „brittanisiert“, Selektion an der Uni wie im Job hat einen hohen Stellenwert, das Niveau ist schwer zu vergleichen, das Allgemeinwissen der Inder ist auf jeden Fall phänomenal, aber sie lernen auch sehr viel auswendig.

Der Zauber den dieses Land ausstrahlt ist auch im 21. Jahrhundert ungebrochen. Trotz aller Probleme und Starrheit, Indien bewegt sich in seiner Gesamtheit langsam aber stetig in Richtung Moderne. Wie das Land zukünftig aussehen wird, kann niemand voraussagen, es wird auf jeden Fall immer Indien bleiben. Dem Westen gegenüber ist man trotz aller Freundschaft sehr skeptisch eingestellt, besonders der amerikanischen Popkultur. Die Kinder, die täglich in ihren Schuluniformen an mir vorbeifahren, sind die Zukunft, sie werden das neue Indien gestalten. Vergesst sie nicht, sie wissen von euch.





Campus der Universität Tel-Aviv. Foto: Eik Doedtmann

●●●●●  
● Eik Dödtmann  
●

studiert an der Universität Potsdam Jüdische Studien, Medienwissenschaften und Neuere Geschichte.

Er studierte von Oktober 2003 bis Juni 2005 an der Universität Tel-Aviv.

Seit September 2005 arbeitet er als freier Israel-Korrespondent für die „Jüdische Zeitung“.

●●●●●

● **Nützliche Informationen zu Israel im Internet**

● Botschaft des Staates Israel, Berlin: <http://berlin.mfa.gov.il/>

Informationen des Israelischen Außenministeriums:

[http://www.israel.org/MFA/Facts + About + Israel/Education/Higher + Education.htm](http://www.israel.org/MFA/Facts+About+Israel/Education/Higher+Education.htm)

*The Council for Higher Education in Israel:* <http://www.che.org.il/>

Tipps zum Studium in Israel der *Jerusalem Post*:

<http://info.jpost.com/1999/Supplements/Education/>

Liste der Universitäten in Israel: <http://www.bgu.ac.il/univ.html>





## ● **Das schwerste Land auf der Welt – eine Israel-Erfahrung**

Israel ist für einen Deutschen das schwerste Land auf der Welt. Und es ist vielleicht auch das Beste, was einem Deutschen widerfahren kann. Auf jeden Fall nimmt ein deutscher Student nach einem oder zwei Jahren an einer israelischen Universität und in der israelischen Gesellschaft einen Rucksack an Erfahrungen, Gedanken und Brüchen in seiner Persönlichkeit mit nach Hause. Und, wenn er den Spagat zwischen Objektivität und Involviertsein einigermaßen bewältigt hat, wird er von diesem Ort nicht mehr lassen wollen.

Warum gehen Deutsche Studenten nach Israel und was versprechen sie sich von dem Land und seinen Bildungseinrichtungen? Fakt ist, dass Israel im Bereich Physik, Biotechnologie und Computerwissenschaften zu den führenden „think tanks“ auf der Welt gehört. Hier warten an den Universitäten Jerusalem, Tel-Aviv und Beer-Sheva und am Weizmann-Institut in Rehovot die allerbesten Voraussetzungen in Forschung und Lehre. Der Karrieresprung ist vorprogrammiert. Alle Naturwissenschaftler sollten keine Minute zögern, und ein Angebot in diesem Land wahrnehmen.

Etwas anders verläuft es im Bereich der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften aus. Der Zustrom an Studenten der Judaistik, Jüdischen Studien, Religionswissenschaften, Geschichte, Politik- und Nahostwissenschaften ist ungebrochen groß. In diesen Gebieten bietet Israel ausgezeichnete Studienbereiche und weist eine Vielzahl von Koryphäen auf. Ein Israelstudium in diesen Bereichen verspricht jedoch nicht automatisch einen kometenhaften Aufstieg in den Chefessel der Friedrich-Ebert-Stiftung. Und gerade beim Studium in den Geisteswissenschaften ist die Trennlinie von professioneller und emotionaler Ebene hauchdünn. Selbst Student der Jüdischen Studien, Medienwissenschaften und Neueren Geschichte, kann ich nur auf diesen Fächerbereich tiefer eingehen.

Eine These vorweg: Deutsche Studenten fühlen sich an einer israelischen Universität schnell heimisch. Das Studiensystem ist in B.A. und M.A. gegliedert – für jüngere deutsche Studierende ja mittlerweile schon vertraut von den Heimateinrichtungen. Die Form des Studiums ist mit der deutschen vergleichbar. Und auch das Studentenkontingent. Generell sind israelische Studenten aber älter als Unserdeutscheins. Der dreijährige Armeedienst für Männer bzw. anderthalbjährige Wehrdienst für Frauen sowie die oft von den Israelis eingelegten mehrmonatigen Auslandsreisen vor dem Studium haben zum Ergebnis, dass das Durchschnittsalter der Studenten in den Kursen von Beginn höher als in Deutschland ist. Ich erachte das als ein Plus. Auch wenn die Israelis selbst neidisch auf Europa oder die USA schauen, wo Studenten mit 21 ihren B.A. und mit 23





Alltag an Israels Hochschulen: Eingangskontrollen und uniformierte Studierende





ihren M.A. in der Tasche haben. Aber ein bisschen Lebenserfahrung vor dem Studium trägt nicht selten zu interessanten und niveauvollen Diskussionen in den Kursen bei. Und diskutierfreudig sind israelische Studenten bis zum Abwinken. Da heißt es als Ausländer, Hemmungen ablegen und auch mit dem spärlichen Hebräisch oder Englisch die eigene Meinung in die Menge werfen. Denn die ist hier gefragt!

Deutsche Studenten lösen auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts in Israel den Aha-Effekt aus. Neben der üblichen Frage, was um alles in Welt Einen in dieses verrückte Land getrieben habe, bleiben noch viele Schichten, die nach und nach aufgeblättert werden. Auch wenn die dritte Generation in Israel Deutschland und die Deutschen als etwas anderes erlebt und wahrnimmt, versetzt einem die deutsche Vergangenheit irgendwann einen wuchtigen Schlag in die Magengrube. Der Holocaust ist in Israel noch lang keine Geschichte, er ist im Unterbewußtsein gelebte Gegenwart. Und in der Begegnung mit der Kriegsgeneration oder Juden der zweiten Generation wird der Deutsche in Israel automatisch mit der Geschichte der eigenen Großeltern konfrontiert.

Jedoch übertriebene Furcht oder Vorsicht muss ein deutscher Student deshalb nicht an den Tag legen. Allein schon die Fähigkeit, über den Holocaust offen und ungezwungen reden zu können, ist eine der positivsten Erfahrungen im Lande. Nur wenige Israelis reagieren mit offener Ablehnung gegenüber Deutschen. Und ganz bestimmt nicht an den Universitäten. Andererseits ist es nicht gerade klug und ratsam, sich politisch zu schnell und blauäugig im Nahostkonflikt zu positionieren. Keiner erwartet, und schon gar nicht in den kritischen Geisteswissenschaften der Universität Tel-Aviv, dass ein Ausländer zum überschwenglichen Zionisten mutiert. Und auch wenn die eigenen Erfahrungen auf Reisen in die Besetzten Gebiete ein bedrückendes Gefühl des Unrechts hinterlassen, sollte ein Deutscher sich nicht in die Rolle eines palästinensischen Freiheitskämpfers aufschwingen. Eine kritische Meinung gegenüber allen politischen Dingen im Land ist immer der Königsweg.

Das Leben in Israel neben den sehr guten Studienbedingungen dazu noch eine lange Reihe anderer Vorzüge bereit hält, das muss jeder Student schon allein herausfinden. Nur soviel: wer in Israel keine Freunde macht, der hat hier nicht wirklich gelebt.





Ein Schiff der „Hurtigrute“ liegt im Hafen von Bergen vor „Bryggen“. Foto: Julian Plottka

●●●●●  
● **Julian Plottka**

● studierte Politikwissenschaften an der Universität Potsdam.

Das Herbstsemester 2005 verbrachte er an der Universität Bergen, Norwegen.

Die Lücke zwischen dem Herbstsemester in Norwegen und dem Sommersemester in Deutschland nutzt er zur Zeit und absolviert ein Praktikum in einer PR-Agentur.

Mit dem Sommersemester 2006 wird er sein Studium an der Freien Universität Berlin fortsetzen.

●●●●●

● **Nützliche Informationen zu Norwegen im Internet**

- Königlich Norwegische Botschaft Berlin: <http://www.norwegen.no/info/embassy.htm>
- Norwegen – die offizielle Seite in Deutschland: <http://www.norwegen.no/>
- Norwegens Hochschullandschaft: <http://drift.uninett.no/kart/norgeskartet/>
- *Study in Norway*: <http://www.studyinnorway.no/>
- *The Norwegian Centre for International Cooperation in Higher Education (SIU)*: <http://siu.no/vev.nsf/o/English>
- *Norwegian Council for Higher Education*: <http://www.uhr.no/>





## ● Lysfest in Bergen

Bilder von Norwegen sind Sommerbilder. Fjordansichten: tief eingeschnitten in die Felsen schimmert das blaue Wasser im Sonnenschein, durchschnitten von einem Fährschiff der „Hurtigrute“. Solche Bilder von Norwegen bringen nicht nur Touristen aus ihren Sommerurlaubeen heim in alle Welt, sondern werden auch vom norwegischen Fremdenverkehrsbüro kultiviert. Zu den Nutznießern dieses Ausschnitts aus der norwegischen Welt gehört nicht zuletzt die Stadt Bergen. Die zweitgrößte Stadt des Landes liegt an der Westküste im Zentrum der norwegischen Fjorde. Im Süden der Stadt zieht sich der „Hardangerfjord“ mit einem milden Klima ins Landesinnere bis nach „Eidfjord“. Im Norden hat sich sein raues Gegenstück, der „Sognefjord“, tief in den Fels geschnitten. Den ganzen Sommer über wimmelt die Stadt von Touristen. Auf dem Fischmarkt am Hafen herrscht ein Sprachengewirr und selbst die Fischarten, die feilgeboten werden, sind in allen gängigen Sprachen ausgezeichnet. Über die Holzdielen in den schmalen Gängen der „Deutschen Brygge“, dem alten Hanseviertel der Stadt, schieben sich Reisegruppen mit ihren Führern. Vor der „Fløyenbahn“, der Zahnradbahn, die auf den „Fløyen“, den Hausberg der Stadt führt, stehen die Menschen Schlange um mitfahren zu können. Die Atmosphäre ist international. Und wenn man von der Kulisse aus Gipfeln auf der einen Seite und dem Hafen auf der anderen Seite nicht daran erinnert würde, dass man in Bergen ist, so könnte man kaum unterscheiden, ob man Touristen in Kopenhagen, Prag oder Madrid beobachtet.

Dieser Trubel beherrscht die kleine Innenstadt Bergens bis in den September hinein. Mit dem beginnenden Herbst werden die Touristen immer weniger und die Anzahl der Regentage, bei denen Bergen ohnehin europäische Spitzenwerte erreicht, nimmt kontinuierlich zu. Im September schließen die Souvenirläden bis zum Frühjahr und der Fischmarkt schrumpft. Übrig bleiben einzelne Touristengruppen, die zum Angeln nach Norwegen kommen und den Touristenmassen im Sommer entgehen wollen. Norweger, die ihre Erledigungen machen, sind nun die Mehrheit unter den Passanten. Die sommerliche Atmosphäre schwindet und die Stadt erhält ihr eigenes Flair zurück. An Regentagen ist der „Torgalmennning“, die Fußgängerzone, nahezu leergefegt, nur an den Bushaltestellen warten Menschen. Eine Zahl Unverwüstlicher macht sich bei jedem Wetter mit dem Rad auf den Heimweg von der Arbeit. An diesen Tagen kann man auf den glitschigen Bohlen in der „Deutschen Brygge“ das erleben, wovon jeder Sommertourist träumt: Eine der schmalen Gassen ohne einen einzigen störenden Menschen auf dem Bild zu fotografieren.

Schleichen sich zwischen die Regentage aber einmal ein paar Stunden Sonnenschein, so wandelt sich Bergen zu einem Kleitalien. Die Menschen strömen hervor und besetzen alle Plätze, die den winzigsten Sonnenstrahl abbekommen. Die Straßen sind von jetzt auf gleich voll, als ob alle nur darauf gewartet hätten, hervor zu stürmen und die Straßen wieder in Besitz zu nehmen. ●





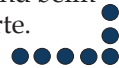
Eine Gasse der „Brygge“, dem alten Hanse-Viertel Bergens. Foto: Julian Plottka



- Wo sich all die Menschen bei Regen verstecken, bleibt jedoch ein Rätsel. Selbst im Dezember bei Temperaturen um den Gefrierpunkt sitzen die Norweger bei einem „øl“ oder „rødvin“ in den Straßencafés und genießen den Sonnenschein. Erst dann wird deutlich wie kurz die Tage wirklich geworden sind und wie sehr die Bergenser sich nach der Sonne sehnen.

Mit der Zeit wird der Fischmarkt so klein, dass die letzten Stände zusammen zum Schutz vor Wind und Wetter in einem Zelt untergebracht werden. Vom Winter selbst spürt man in der Stadt wenig. Der Golfstrom sorgt für ein gleich bleibendes nass-kaltes Wetter, bei dem Schnee nie mehr als einen Tag liegen bleibt, während auf den Gipfeln, die sich hinter der Stadt erheben, der Schnee oft bis in den Mai hinein liegen bleibt. Werden Ende November die Weihnachtsbäume überall in der Stadt aufgestellt, so ähnelt es den Versuchen Weihnachten in deutsche Großstädte zu bringen. Es wird fleißig dekoriert, doch egal wie viele Lichterketten auch erstrahlen, vom Winterwunderland bleibt man unendlich weit entfernt. In einem Punkt unterscheidet sich Bergen jedoch fundamental von deutscher Weihnachtseligkeit – es gibt keinen Weihnachtsmarkt. Schießen in Deutschland Glühweinstände, Eislaufbahnen und Würstchenbuden aus dem Boden und wird die Republik mit einem dichten Netz aus Lizenzhändlern echter erzgebirgischer Weihnachtsdevotionalien überzogen, so ist Weihnachten in Bergen fast unkommerziell. In den Läden türmen sich natürlich auch die potentiellen Weihnachtsgeschenke und werden in einem Maße in Tüten verpackt durch die Fußgängerzone nach Hause geschleppt, dass der deutsche Einzelhandel Freudentänze aufführen würde. Die Übertreibungen, bei denen man in Deutschland stets den Eindruck hat, dass nur Weihnachten ein willkommenen Anlass ist, findet man jedoch nicht. Dies wird beim „Lysfest“, mit dem die Weihnachtszeit in Bergen eingeläutet wird, am deutlichsten. Das Fest findet traditionell um den „Lille Lungegårds vann“, einem künstlichen See in der Innenstadt vor dem Kunstmuseum statt. Am See ist eine Bühne aufgebaut, auf der den Nachmittag über Chöre und Kindergruppen Weihnachtslieder singen. Mit der kommenden Dunkelheit versammeln sich immer mehr Menschen, meist Familien mit Kindern, um den See. Sind genügend Menschen da, so wird eine Großbildleinwand zur Karaokeanlage umfunktioniert und Hunderte von Menschen singen um den See herum zusammen Weihnachtslieder bis die Dunkelheit ganz über die Stadt hereingebrochen ist. In der Dunkelheit werden Fackeln verteilt, so dass die Menschenmasse um den See wie ein Feuerring rings um den See aussieht, dessen rote Flammen sich im See widerspiegeln. In der Mitte des Sees schwimmt ein Ponton mit einem beleuchteten Weihnachtsbaum. Sind alle Fackeln verteilt, wird die Weihnachtszeit mit einem Feuerwerk begrüßt.

Wer ein ganzes Bild von Norwegen haben möchte, muss sicherlich die Fjorde und das Nordkap besuchen. Das „Lysfest“ in Bergen jedoch ist ein Erlebnis, das nicht nur das Land erleben lässt, sondern auch seine Menschen. Ich kann nur empfehlen, Norwegen zur dunkelsten Zeit und beim „schlechtesten“ Wetter zu besuchen, dann ist das Land viel schöner als auf jeder Postkarte.





Der Marktplatz von Opole. Wegweiser zu den Partnerstädten. Foto: Bartek Wawraszko

●●●●●  
● Adrian Fiedler

studiert an der Universität Potsdam und der Humboldt-Universität zu Berlin Slavistik mit Schwerpunkt Polonistik und den weiteren Sprachen Russisch und Bosnisch/Kroatisch/Serbisch.

Im akademischen Jahr 2000/2001 besuchte er im Rahmen seines Erasmusaufenthaltes die Universität Opole und die Universität Warschau.

Heute fertigt er neben dem Studium Übersetzungen an und ist im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit tätig.

●●●●●

● **Nützliche Informationen zu Polen im Internet**

- Botschaft der Republik Polen, Berlin: <http://www.botschaft-polen.de/>
- Polnisches Institut Berlin: <http://www.polnischekultur.de/>
- Deutsch-Polnisches Jahr 2005/2006: <http://www.deutsch-polnisches-jahr.de>
- Go East – Initiative des DAAD zu Studium, Forschung und Praktikum in Osteuropa: <http://goeast.daad.de/>





## ●●●●● ● Postamt Nr. 2 in Opole

Heute wollte ich Briefmarken kaufen und ging deshalb zum Postamt Nr. 2 in Opole. Es heißt hier noch *Postamt*, und entsprechend wird man behandelt, nämlich als Bittsteller. In Zeiten der Wirtschaftsliberalisierung hat es aber noch ganz andere Qualitäten.

Das Postamt Nr. 2 in Opole befindet sich in einem Altbau genau gegenüber dem Kaufhaus Opolanin, dem ostigsten Gebäude von Opole, welches so sozialistisch anmutet, dass es vermutlich Volker Schlöndorff als DDR-Kulisse für den Film „Die Stille nach dem Schuss“ diente.

Das Postamt hingegen ist im Hochparterre eines netten Gründerzeithauses gelegen, die Schalterhalle ist etwa so groß wie mein Wohnzimmer, umfasst also etwa 10 Quadratmeter und ist voll mit Plakaten, die Rentenversicherungen und Arzneien anpreisen, sowie Hinweisschildern, wie viele Personen gleichzeitig am Schalter stehen dürfen, und anderen Inschriften.

Es gibt drei Schalter. Als ich den Raum betrat, war ich der einzige Bittsteller (nicht Kunde). Ich ging zum mittleren Schalter, da die Beamtin dort offensichtlich nichts zu tun hatte, woraufhin sie natürlich umgehend anfang zu schmollen und sofort ihren Kopf senkte, um intensiv in einer dicken Mappe mit Briefmarken zu blättern.

Ich hatte also genug Zeit, mich umzusehen. An der Trennscheibe pappte ein Schild mit dem Hinweis „Kindern und Jugendlichen unter 18 Jahren verkaufen wir keine Tabakwaren.“ Ich hielt dies erst nicht für weiter verwunderlich, denn in welchem Land darf man Kindern schon Tabakwaren verkaufen, noch dazu auf einem staatlichen Amt. Doch als ich mich so umblickte, musste ich zugeben, dass das Schild eher überflüssig war, denn in der üppigen Auslage waren gar keine Tabakwaren zu sehen. Es gab Damenbinden, Zeitschriften wie „Du und Dein Garten“, „Heißes Leben“ und „Leben live“, Glückwunschkarten zum nahenden Oma-und-Opa-Tag, Q-Tipps sowie ein reiches Angebot an Feuerzeugen und Streichhölzern. Aber keine Tabakwaren.

Nachdem ich endlich abgefertigt war und meine Briefmarken gekauft hatte, wollte ich eigentlich noch fragen, *wem* sie denn überhaupt Tabakwaren verkaufen würden und ob sie Kindern und Jugendlichen Streichhölzer verkaufen, aber die Postfrau war schon bei einer einfachen Frage nach den aktuellen Tarifen im Briefversand so abweisend, dass ich mir die Frage lieber verkniff.

Opole, 15.01.2001

Nachtrag 2006: Das Kaufhaus Opolanin ist inzwischen zu einem modernen Hypermarkt des britischen Tesco-Konzerns (s. auch „Tschechischer Traum“!) umgebaut worden. Das Postamt Nr. 2 existiert unverändert. ●●●●●





Posener Straßenbahn – Jan Paweł überall. Foto: Melanie Reismann

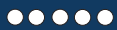


● **Melanie Reismann**



studiert Germanistische Linguistik und Soziologie an der Universität Potsdam.

Nach einem dreimonatigen Praktikum bei Radio Eins in Potsdam fuhr sie im September 2004 zu einem zweisemestrigen Erasmusaufenthalt an die Universität Warschau.



● **Nützliche Informationen zu Polen im Internet**

- Informationen der DAAD-Außenstelle Warschau: <http://daad.pl/>
- Büro für akademischen Austausch BUWiWM: <http://www.buwiwm.edu.pl/>
- Gemeinschaft für studentischen Austausch in Mittel- und Osteuropa (GFPS e.V.): <http://www.gfps.org/>
- Ministerium für Bildung und Sport: <http://www.mein.gov.pl/>





## ● Der Papst ist tot

Es war ein lauer Märzabend als mein Freund und ich in unserer Wohnung gerade zu Abend gegessen hatten. Der Frühling hatte schon seit einigen Tagen Einzug gehalten in Warschau. Endlich, nachdem wir schon solange ausharren mussten. Immerhin war es mittlerweile schon Mitte März. Aber nun war die Luft warm und mild. Alles Leben schien sich wieder durch die ersten Frühlingssonnenstrahlen zu regen. Mit geöffnetem Fenster genossen mein Freund und ich den lauen Frühlingsabend bis... ja, bis ein nervendurchdringender Heulton aufschrie. Mir schossen sofort Bilder aus Fernsehdokumentationen über den Zweiten Weltkrieg vor die Augen. Sind wir etwa im Krieg?! Nein, bestimmt nicht. Aber was hatte die Heulsirene zu bedeuten. War die ursprüngliche Bedeutung nicht: Los, alle Menschen evakuieren! Fliegeralarm! Mein Freund schaltete kurzerhand den Fernseher an. Vielleicht würden wir ja ein paar polnische Nachrichtenfetzen verstehen. Zumindest die Bildersprache sollte ausreichend sein, um zu erfahren, was um Himmelswillen passiert war. Auf allen Kanälen liefen Nachrichten. Und immer wieder tauchte ein Bild eines ganz bestimmten Mannes auf. Der Papst! Durch die Berichterstattung der letzten zwei Wochen war uns schon lange klar, dass der Papst sehr schwach war und bei seinen öffentlichen Auftritten kaum noch vernehmbare Worte aus sich heraus brachte. Ich glaubte aber nicht daran, dass er streben wird, irgendwas schien ihn immer noch hier auf Erden zu halten.

Nach einer Weile der Bilderflut konnten wir beide in der Wohnung nicht mehr still halten und mussten raus, schauen was los ist. Denn in den Nachrichten tauchten auch Bilder von einer Kirche in der Altstadt von Warschau auf mit vielen Leuten vor und innerhalb der Kirche. Wir wollten unbedingt selbst sehen, wie die Polen dieses erschütternde Ereignis aufnahmen. Immerhin war Jan Paweł II. nicht nur Pole, sondern auch schon zu Zeiten der *Solidarność* ein polnischer Nationalheld. Kaum waren wir in den Bus gestiegen, der uns in die Altstadt fahren sollte, stießen wir auf eine Horde Erasmus-Studenten, die von all dem Trubel keine Ahnung hatten. Natürlich kannten wir die meisten von ihnen und verkündeten sogleich unsere brennende Neuigkeit, dass der Papst wahrscheinlich im Sterben läge. Die meisten von ihnen waren wenig beeindruckt und zogen es weiterhin vor, in die Disco zu gehen. Bis auf zwei Freunde von uns, die sich uns auch sogleich anschlossen. In der Altstadt vor der Kirche angekommen, fiel unser Blick auf eine Leinwand, die neben dem Eingang der Kirche aufgestellt war. Eine Leinwand, zwei große Lautsprecherboxen und ein Fernsehwagen standen vor der Kirche, in der an den im Sterben liegenden Papst gedacht wurde!

Irritiert durch den Medienaufwand, der sich vor dem kirchlichen Gebäude stapelte, siegte unsere Neugier über uns vier. Zusammen schlüpfen wir vorsichtig durch die Tür, schlängelten uns





„Öffnet Christus die Tür“ – Vor einer Kirche in Posen. Foto: Melanie Reismann



mit angehaltener Luft an den ins Gebet Versunkenden vorbei. Mein Freund nahm sofort seinen Platz als spanisch sozialisierter Katholik ein und reihte sich in die Gruppe von kniend betender Menschen ein. Dieser Moment lastete schwer auf mir, denn ich war ja nur evangelisch und das auch nur auf dem Papier. Zwischen diesen heiligen Säulen fühlte ich mich auf einmal wie die einzige Ungläubige, die sich nicht zu benehmen wusste. Also setzte ich mich schnurstracks auf einen freien Platz. Dass mein Freund da nun kniend mit den anderen trauernden Polen zu beten schien, haute mich glatt vom Hocker. Obwohl ich glaube, dass er nur so tat. Aber warum, weiß ich bis heute nicht. Ich versuchte, dieser katholischen Andacht soviel Respekt wie nur möglich entgegenzubringen. Aber wie?!

Na ja, ich entschied mich einfach dafür, keinen Laut von mir zu geben und überhaupt wenig aufzufallen. Meine auffallende Nichtgläubigkeit hatte bestimmt schon genug Aufsehen auf sich gezogen. Eine der geistlichen Menschen versuchte nun, die Gemeinde zum Singen zu bringen und stimmte ein Lied aus dem Gebetsbuch an. In voller Erwartung, dass um mich herum gleich zig fromme Stimmchen empor steigen würden, musterte ich ihre Gesichter. Die Münder öffneten sich stockend, die Blicke wanderten unsicher durch die Menge, hilfesuchend nach dem Menschen, der den Text sicher zu singen wusste. Aber der textsichere Gläubige war unauffindbar.

Mager war dieser Gesangversuch ausgefallen, dass merkte auch die anwesende Geistliche und stoppte. Das Gebetbuch schließend stimmte sie mit einem leicht ausdruckslosen Gesichtszug das Lied an, das gewöhnlich in Polen zu Geburtstagen gesungen wird: *Sto lat, Sto lat... niech żyje, żyje nam!*

Hätte ich ein Kaugummi im Mund gehabt, es wäre mir vor Schreck im Halse stecken geblieben. Ich wusste nicht, sollte ich laut rausprusten vor Lachen oder stille zu tiefst empfundene Empörung für diesen Traditionsbruch zeigen. Der Papst lag im Sterben, das Fernsehen erhoffte sich vor der Kirchentür die höchsten Einschaltquoten seit langem und die Einzige die der katholischen Prozession noch ihre Würde hätte bewahren können, sang: *Sto lat, Sto lat!*

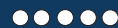
Gott hilf uns allen, denn auch deine größten Fans wissen manchmal nicht, was sie tun.







Am Flussufer in Porto. Foto: Sophie Boelling



● Sophie Boelling



studiert Philosophie und Germanistik (Literaturwissenschaft) an der Universität Potsdam.

Das akademische Jahr 2004/2005 verbrachte sie an der Universidade do Porto in Portugal.

Im Sommersemester 2006 wird sie ihr Studium abschließen.



● Nützliche Informationen zu Portugal im Internet

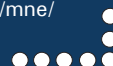
● Botschaft der Portugiesischen Republik: <http://www.botschaftportugal.de/>

Portugalzentrum der Universität Trier:

<http://www.uni-trier.de/uni/foreinr/portugal/seite01.htm>

Ministerium für Bildung: <http://www.min-edu.pt/>

Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten: <http://www.min-nestrangeiros.pt/mne/>







## ● Europas Wartesaal

Wenn man sich entscheidet, für ein Jahr am südlichen Rande Europas zu leben, tritt man in einen riesigen Wartesaal ein. Portugal hat nicht nur in seiner Geschichte als Zwischenstation für die „neue Welt“ gedient, sondern es ist vielmehr ein Grundgefühl, das gelebt wird. Das Warten: Es ist eine der ersten Erfahrungen, die man in portugiesischen Gefilden erlebt. Bereits während den ersten organisatorischen Schritten, sei es die Immatrikulation an der Universität oder die Registrierung beim Gesundheitsamt, wird man mit einem Gefühl konfrontiert, das man aus längst vergessenen deutschen Zeiten kennt: dem Müßiggang. Das Leben in Portugal genauer in Porto erweckt den Eindruck, als hätte hier alles seine eigene Zeit.

Porto ist eine kleine Hafenstadt und gleichzeitig die zweitgrößte Stadt Portugals. Sie ist auf Granit gebaut und wirkt so während der nasskalten Winterzeit grau. Sie wird von den Portugiesen auch die schwarze Stadt genannt, Lissabon dagegen die weiße.

Als ich hier in Porto ankam, wurde ich freundlich und herzlich empfangen. Die Unterstützung seitens der Universität Portos war vielseitig und großzügig. Mit viel Geduld wurde versucht, den Wünschen der ausländischen Studenten nachzukommen und insofern war der Einstieg in die Wahlheimat leicht. Im Verlauf der Zeit kristallisierten sich jedoch die Unterschiede sowie auch die Probleme heraus. Insbesondere der Spracherwerb wurde zu einem zeitaufwendigen Unterfangen. Die Frustration und der schleichende Erfolg des Verstehens wechselten sich so häufig ab, dass die Motivation, Portugiesisch zu lernen, immer aufrecht erhalten blieb. Mit den sprachlichen Problemen wurden schließlich auch die kulturellen sichtbar. Das wurde mir beispielsweise an den akademischen Strukturen, sowie auch an dem Rollenverständnis der Frau bewusst.

Das Studieren in der Universität Portos ist streng reguliert und erweckte damit auf mich den Eindruck, das es verschulter ist. Die selbstständige Arbeit und damit die Fähigkeit Kritik zu formulieren, rückt in Portugal eher in den Hintergrund. Das Verhältnis der Dozenten gegenüber ausländischen Studenten war jedoch sehr offen und von Seiten der Lehrkräfte herrschte ein großes Interesse an er jeweils fremden Kultur. Ich habe eine sehr gute Betreuung durch die Dozenten der germanistischen Abteilung in Porto erfahren. Die Betreuung umfasste ein großzügiges Angebot, wobei oft die Interessen der deutschen Studenten berücksichtigt wurden: Es wurde ein eigener Kurs für mittelalterliche Literatur angeboten und deutsche Filmtage wurden initiiert, an denen der junge deutsche Film vorgestellt wurde. Man konnte Autoren für Lesereisen vorschlagen und bei Interesse durfte man eine Tutorentätigkeiten in den Sprachkursen der Deutsch-als-Fremdsprache-Abteilung übernehmen. Es war auch möglich, individuelle Abschlussarbeiten mit den ●●●●●



Portos Altstadt. Foto: Sophie Boelling



- Dozenten abzusprechen, so dass die Anforderungen der Heimatuniversität berücksichtigt werden konnten.

Wenn man durch die Straßen von Porto geht, wirkt die Stadt mosaikartig zusammengesetzt: Alte maurische Häuser wechseln sich mit neuen Plattenbauten ab. Man hat den Eindruck, die Zeit geht in Porto nicht weiter und wenn sie es tut, dann wird sie gleich wieder gebremst. Es gibt im Portugiesischen ein Wort, welches nicht übersetzbar ist: *Saudade*. Es bedeutet Sehnsucht nach der Ferne und Heimweh zugleich. Die Wehmut nach den alten traditionellen Werten schwingt im Neuen immer mit. Die Menschen, die dieses Gefühl leben, sind freundlich und schüchtern. Gegenüber Deutschland waren sie sehr offen und ich habe in dieser Zeit erlebt, was es bedeutet, Deutschland zu sagen und dabei ein Bild entstehen zu lassen. Dabei ist mir ein wesentlicher kultureller Unterschied bewusst geworden: Viele Portugiesen ist die deutsche Diskussionskultur fremd: Deutsche, das sind Wesen, die ständig und überall diskutieren müssen, bevor sie etwas entscheiden. Ich habe in Portugal, unabhängig des Studentenstatus, nicht nur gelernt, was es bedeutet, als Ausländer einer Gemeinschaft zugehörig zu sein, sondern auch, welches deutsches Wertesystem ich mit mir herumschleppe. Gleichzeitig erkennt man im Umgang mit bestimmten Themen auch die Spuren der Kolonialgeschichte Portugals. Auch dass die portugiesische Diktatur erst 35 Jahre zurückliegt und was das für das Selbstverständnis der Portugiesen bedeutet, darf man dabei nicht vergessen.

Portugal war für mich eine gute und wichtige Erfahrung und obwohl man oft an den autoritären Strukturen und deren Nichtfunktionierens verzweifelt ist, würde ich mich immer wieder für diesen Rand Europas entscheiden. Wir sollten einmal im Portugiesischkurs der Universität aufschreiben, was wir in Porto zum ersten Mal erlebt haben, etwas, was wir vorher nicht kannten. Mir fiel ein, dass ich noch nie zuvor so viele Kulturen auf einem so kleinen Raum getroffen habe.

Dieser Wartesaal Europas ist nicht nur der Ausdruck für das Erwarten einer neuen Zeit, sondern auch bereits die Ankunft einer Gemeinschaft, die mit offenen Armen fremde Kulturen empfängt.





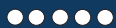
Winters auf dem Stausee von Voronež

●●●●●  
● Stefan Daute

studiert an der Universität Potsdam Slavistik mit Schwerpunkt Russistik und Zweitsprache Tschechisch sowie Politikwissenschaften.

Nachdem er bereits im März 1998 ein Praktikum bei *Radio Golas Rossii* in Moskau absolviert hatte, bei dem er Rundfunkberichte für den deutschsprachigen Dienst erstellte, führte ihn 2001 ein DAAD-Stipendium an die *Voronežskij Gosudarstvennyj Universitet*.

Im akademischen Jahr 2003/2004 war er als Erasmusstudent in Brno, Tschechien.



● **Nützliche Informationen zu Russland im Internet**

- Botschaft der Russischen Föderation: <http://www.russische-botschaft.de/>
- DAAD-Außenstelle Moskau: <http://www.daad.ru/>
- *Go East* – Initiative des DAAD zu Studium, Forschung und Praktikum in Osteuropa: <http://goeast.daad.de/>
- Studienmöglichkeiten – Ranking der Hochschulen: <http://www.edu.ru/>
- Internetportal *Rambler*: <http://www.rambler.ru/>
- *Golos Rossii* – Die Stimme Russlands: <http://www.vor.ru/>





## ●●●●● ● Zu Gast in Russland

Bahnhof Berlin-Lichtenberg, Schaffner mit Mützen groß wie Wagenräder, Russen mit riesigen karierten Synthetikgewebetaschen. Hier begann mein Auslandssemester. Dass Berlin mit so großartigen Metropolen wie Kiev, Minsk, St. Petersburg und Moskau und so verrückten Orten wie Odessa, Simferopol', Astana, Rostov am Don, Saratov, Novosibirsk und Voronež mit direkten Zügen oder Kurswagen verbunden ist, weiß kaum jemand. In einem dieser Orte, der Hauptstadt des russischen Schwarzerdegebiets – Voronež – habe ich das Wintersemester 2001/02 verbracht. Voronež liegt etwa 600 km südlich von Moskau auf halber Strecke nach Rostov am Don und hat knapp eine Million Einwohner. Ich hatte zuvor noch nie etwas von Voronež gehört.

Die Hauptattraktion der Stadt ist der Stausee, der früher einmal ein in einem malerischen Tal dahinfließender Fluss namens „Voronež“ war. Leider ist der See zum Baden zu dreckig, aber im Winter kann man wenigstens auf ihm spazieren gehen und zahllose Eisangler beobachten.

Nach einer nicht langweilig gewordenen 40-stündigen Zugfahrt zusammen mit meinen sieben deutschen Mitstipendiaten kamen wir an und wurden an unsere Gastgeber verteilt. Ich war während des Semesters in zwei russischen Familien untergebracht. Dadurch konnte ich durch die vielen Gespräche zwei verschiedene Sichtweisen auf die postsowjetische Wirklichkeit kennen lernen. Auf der einen Seite diejenigen, die trotz aller Schwierigkeiten die wirtschaftlichen und politischen Veränderungen als notwendig und gut ansehen und auf der anderen Seite die, welche der Sowjetunion hinterher trauern und verbittert sind. Aber auch aus ganz pragmatischen Gründen war es gut, in einer Gastfamilie untergebracht zu sein. Das russische Wohnheim ist wohl etwas für Hartgesottene. Es ist laut, dreckig, eventuell hat man Kakerlaken im Zimmer, auf dem Klo muss man mit der Hand die Tür zuhalten und nach 22 Uhr kommt – zumindest offiziell – niemand mehr rein oder raus. Kalt ist es natürlich auch, aber kalt ist es eigentlich überall. Im Unterricht haben wir die Jacken angelassen, wenn es nicht anders ging. Zu Hause hatte man immer noch Radiatoren (also eine Art mobile elektrische Heizkörper) im Zimmer, die für eine halbwegs annehmbare Zimmertemperatur sorgten, während es durch die Ritzen der dürftig isolierten Fenster tüchtig zog.

Aus kulinarischen Gesichtspunkten war es natürlich auch von Vorteil, in einer Familie zu leben. Ich erinnere mich an schmackhafte *Bliny* (eine Art Eierkuchen) und *Pel'meni* (sibirische Teigtaschen) und sehr leckere Salate. Natürlich musste das ganze immer ordentlich fett sein. Das sei wichtig bei der Kälte, behaupteten die Einheimischen. Dementsprechend war ich nach den fünf Monaten ordentlich aufgegangen – habe aber die Kälte gut überstanden.

Ich wohnte zunächst bei Familie Sadovskij, einem pensionierten Akademikerehepaar. Herr Sa-







Stefan Daute mit seiner *Chozjajka*



dovskij hält, im Gegensatz zu den meisten Russen, Gorbačëv für einen klugen Mann und ist dafür, Tschetschenien in die Unabhängigkeit zu entlassen. Frau Sadovskaja nicht, sie kann es gar nicht fassen, was tschetschenische Terroristen für grauenhafte Verbrechen begehen und ist dafür, dass diesen Barbaren „ordentlich der Hintern versohlt wird“. Frau Sadovskaja räumte gern mein Zimmer auf und schimpfte auch mal, wenn ich nicht so ordentlich war, und weinte, wenn sie etwas gekocht hatte, das ich nicht so mochte. Später musste ich umziehen. Frau Sadovskaja hatte einen Schlaganfall. Meine neue „Chozjajka“, wie die deutschen Studierenden ihre „Wirtin“ nannten, war ganz anders. Bei Svetlana Bykova musste ich mir keine Bemerkungen über meine vermeintliche Unordnung anhören. Ein bisschen störten mich die Streitereien zwischen ihrer Tochter und dem Schwiegersohn, aber das ließ sich aushalten. Svetlana war mal Kinderärztin. Seit sie im Kaufhaus so unglücklich die Treppe heruntergestürzt war, dass sie nicht mehr klar sehen kann, ist sie in Rente. Ihre Heimat ist die Sowjetunion und Gorbačëv kein guter Mann, weil er die Sowjetunion zerstört hat. Einmal durfte ich mit dem Schwiegersohn Vodka trinken. Der war nach zwei Kurzen schon sturzbetrunken. „Russland wird sich von seinen Knien erheben und dann marschieren wir durch bis zum Atlantik“ sagte er.

Anders als in Moskau und Petersburg war man in Voronež als Ausländer noch ein Exot. Manchmal hat das Vorteile, kann aber auch unangenehm werden. Auf dem großen Stadtfest zum Beispiel durfte ich die ganze lange Schlange zur Toilette hinter mir lassen und wurde vorgelassen als einige vom Dorf angereiste Teenager vor mir bemerkten, dass ich Deutsch sprach. Sie hatten noch nie einen Ausländer in natura gesehen. Als sie dann von außen mit den Händen an das Dixi-Klo trommelten und „Nemec, nemec!“ („Deutscher, Deutscher!“) riefen, nahm die Begeisterung dann schon groteske und etwas unangenehme Züge an. Zum Russischlernen ist aber die Provinz sehr zu empfehlen, weil man gezwungen ist, sich der Landessprache zu bedienen.

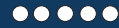
Trotzdem waren die ausländischen Studierenden an der Universität relativ isoliert. Kontakt zu russischen Germanistikstudierenden wurde von der örtlichen DAAD-Lektorin organisiert. Daraus ist eine tolle Gemeinschaft auch mit den wenigen anderen ausländischen Studierenden entstanden, aus der sich zum Teil bis heute Freundschaften erhalten haben.

Faszinierend war bei meinem Aufenthalt in Voronež das Gefühl, relativ weit ins Land vorgezogen zu sein, dorthin, wo sonst kaum ein Fremder hinkommt und zu sehen, wie die normale Bevölkerung lebt. Das gilt auch für meine Zugreisen, bei denen ich, natürlich auch aus ökonomischen Gründen, immer mit der billigen *Plackartnyj*-Klasse – die Waggons haben keine getrennten Abteile, sie sind ein einziger großer rollender Schlafsaal – gereist bin, in der selten ein Ausländer anzutreffen ist. Dementsprechend traf ich oft auf aufgeschlossene und neugierige Gesprächspartner. Ab und zu fahre ich heute noch nach Voronež, um meine Freunde zu besuchen.





Daniela Kahle auf der Suche in Valencia



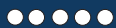
● Daniela Kahle



studiert Französische und Spanische Philologie sowie Betriebswirtschaftslehre an der Universität Potsdam.

Im akademischen Jahr 200/200 besuchte sie im Rahmen des Erasmusprogramms die Universität València in Spanien und die Universität *Michel Montaigne de Montesquieu Bordeaux III* in Frankreich.

Während ihres Aufenthaltes in Bordeaux absolvierte sie außerdem ein Praktikum bei der Vinexpo als Messehostess für argentinische Weine.



● Nützliche Informationen zu Spanien im Internet

- Botschaft von Spanien: <http://www.spanischebotschaft.de/>

Liste der spanischen Universitäten:

<http://www.rediris.es/recursos/centros/univ.es.html>

Ministerium für Bildung: <http://www.mec.es/>

Sí, Spanien – mit Informationen zu Bildung, Wissenschaft und Forschung:

<http://www.sispain.org/english/edusci.html>





## ● Als ERASMUS in E-VALENCIA

**Si no te mueves, no te ocurrirá nada interesante.**

Da lag sie, klein, aber freudebringend in der verstaubten Ecke meines Briefkastens, die Zusage für ein Studium von fünf Monaten an der Mittelmeerküste. Tausend Gedanken schossen mir durch den Kopf. Was muss noch erledigt werden? Wo werde ich wohnen? Wann findet die Abschiedsfeier statt? Was muss alles in den Koffer und vor allem, was nicht?! Bevor ich überhaupt 24 Stunden lang wusste, was mir in Zukunft bevorsteht, war die Warteliste für anstehende Besuche (im Ausland) bereits am Zerbersten und weitere Fragen klopfen an die Tür: Wird es vielmehr Urlaub oder Studium? Wie lange werde ich mit meinem Anfänger-Stolper-Spanisch überleben können? Zum Glück hatte mir mein Schutzengel bereits ein Dach über den Kopf vermittelt, so dass ich keinen Schlafsack für einen Platz unter der Brücke mitnehmen musste. Erstaunt und ungläubig stellte ich fest, welche Dimension die eigene Phantasie annehmen kann, sobald die eigene Unsicherheit wächst. Mein Sprung ins nun nicht mehr allzu kalte Wasser erfolgte kurze Zeit darauf. Um mich schon ein wenig einzuleben, reiste ich einen Monat vor Studienbeginn nach Valencia. Ich dachte, ich sei die Einzige mit dieser glorreichen Idee. Doch am Ziel meiner Träume angekommen, waren die Erasmus-Parties bereits im vollen Gange und beinahe alle Erasmusstudenten angereist.

Die erste, die mich in Valencia begrüßte, kitzelte mir frohlockend die Nase: die Sonne. Sonne, Sonne und nochmals Sonne, was meiner ausgekühlten deutschen Seele recht gut tat. Mit meinem Kofferchen und einem Lächeln im Gesicht machte ich mich nun auf in mein neues zu Hause. „Und? Keiner da! Hatte ich mich vielleicht in der Adresse geirrt? Wohin hatte mich der Taxifahrer gebracht? Erzählte er mir nur seine Lebensgeschichte um mich abzulenken?“ Auch sah die Gegend ziemlich seltsam aus. Damen auf hochhackigen Schuhen, in kurzen Oberteilen, die sich als Minikleid outeten. Herren, mit roten Nasen und dezenten Fahnen und einem Spanisch, was an der Uni wohl als höchste Form des „*Español Coloquial*“ gelehrt wird. Doch, den Blick auf die linke Seite des Viertels gerichtet, lachten mich eine Bibliothek und sogar eine Polizeistation an. Ein Konsum wie zu den schönsten Ostzeiten entsprang dann auch noch den immer schöner werdenden Häuserfassaden. Ja, das muss wohl mein neues Viertel sein. Ich sollte zu einem Grenzgänger der allerfeinsten Art werden: Mit großen Sprüngen an der Linie zum Hurenviertel vorbei, in die Vorzeigesellschaft Valencias.

Doch meine neue Mitbewohnerin, wo sie wohl abgeblieben war? *Tranquilo*. Nachdem ich meinem





● 20-Kilo-Koffer und meinem noch schwererem Handgepäck fünf Stunden lang schon ein wenig das Stadtzentrum von VLC gezeigt hatte, klingelte mein Telefon und eine sympathische, doch abgehetzte Stimme meldete sich. „*Ich dachte, du kommst erst morgen!*“, sagte meine zukünftige Mitbewohnerin. Alle Klischees über Spanier und ihr Zeitgefühl hatten sich mit einem Schlag bestätigt – aber nur dieses eine Mal. Sonst kamen alle immer pünktlich, so dass ich bald zweifelte im falschen Land gelandet zu sein. Mein Lächeln wuchs. Meine Aufregung auch: Ich durfte mein neues zu Hause betreten. Ein tolles, kleines Zimmer in einer schönen Wohnung, und, wie sich herausstellte, nahe dem Kneipenviertel („*El Carmen*“) mit den verschiedensten „Angeboten“, schwiegerelternfreundlich ausgedrückt. Ein kräftiges „*Olé*“ war des Öfteren von Flamenco-Darbietungen zu hören.

Bald darauf sollte ich auch den Postboten duzen lernen, der übrigens *nie*, geschweige denn zweimal klingelte, sondern das Treppenhaus hinauf rief, dass Post da sei und sich nach den neuesten Klatsch- und Tratschgeschichten der Nachbarschaft versuchte zu erkundigen um dann leider doch mit verbissener Mine von dannen zu ziehen, als wir seine Befragungstechniken frühzeitig durchschauten.

Es passte einfach alles. Meine neue Mitbewohnerin versorgte mich umgehend mit etwas Nahrung – *nein*, Paella sollte bei uns nie auf den Tisch kommen! – und gab mir eine kleine Einführung im Überlebenstraining für Valencia. Irgendwann fiel ich ins Bett und konnte trotz lauter Aufregung... sehr gut schlafen.

España. Auf spanischem Festland spricht der Spanier spanisch. Gut, soweit war ich auch schon gekommen. Dass jedoch selten eine andere Sprache gesprochen wird, das war mir neu. Die Freunde meiner neuen Mitbewohnerin gehörten jener Spezies Mensch an, was mir anfangs zum Verhängnis und später zum Glück wurde. Um keine Minute zu verlieren, waren wir allesamt zum Mittagessen – um 14 Uhr – verabredet. Ich freute mich schon, vor allem weil mein Magen seit zwei Stunden knurrte. Wer konnte ahnen, dass keine Rücksicht auf mangelnde Schlagfertigkeit bzw. kompletten Vokabularausfall genommen wird. Folglich wurde ich gleich mit den derbsten Witzen und Sprüchen, die auf den ersten „Blick“ recht nett, harmlos und amüsant erschienen, konfrontiert. Zum Spaß der allesamt männlichen Kommilitonen meiner Mitbewohnerin. Dagegen freute ich mich insgeheim über die erhöhte Anzahl der VoKuHiLas, die um mich herum saßen.







● Mit Kopfsausen und hochroten Wangen erkundete ich später die Stadt, um mich von meiner ersten Spanischlektion zu erholen. Abends ging es sogleich mit weiteren Freunden meiner Mitbewohnerin ins Kino und in einige Bars. Ich hätte nie gedacht, dass man vor lauter Aufregung einen kompletten Abend mit nur fünf Sätzen aushalten kann: „¡Hola! ¿Qué tal? Bien, ¿y tú? Gracias. Hasta luego.“ Es funktioniert. Leider.

Doch durch einige neue Kontakte aus der „*Universitat de València*“ und einem gewachsenen Selbstbewusstsein, erhöhte sich mein Wortschatz schon bald auf „*¡Qué te aproveche!*“ und andere Standardfloskeln. Nach und nach trieben auch meine kompletten Erinnerungen aus dem Spanischunterricht aus der Uni Potsdam Knospen, die sich sehr bald in eine schöne Blume entwickelten. Wahnsinn. Ein herrliches Gefühl.

Die nächsten Wochen und Monate integrierte ich mich sehr gut in das spanische Leben. Ich bin zwar keine Flamencotänzerin oder Stierkämpferin geworden und ein Morgenmuffel geblieben, dafür aber lernte ich Land und Leute zu schätzen, die spanische Herzensgüte und Gelassenheit zu lieben, zum Vorteil der Daheimgebliebenen, und auch den spanischen Humor zu nehmen, der allerdings bei jedem Spiel des „*Valencia CF*“ vergeblich zu suchen war. *Viva España*.

Als dann schließlich das Ende, das mir wie der Weltuntergang erschien, immer näher rückte, wurde mein Herz immer schwerer und trauriger. Ich konnte es kaum glauben, dass diese Zeit nun vorbei sein sollte. Ich sollte die neu gewonnenen Freundschaften schon wieder aufgeben? Meine WG verlassen? Ohne die spanische Mentalität und dem Gefühl, sich aufgrund der feuchten Hitze in einer Großraumsauna zu befinden, weiterleben? Die Tränen kullerten und wandelten sich schnell zu einer Sturmflut. Dennoch, mit Abstand betrachtet, Valencia liegt nur wenige Flugstunden von Berlin entfernt und ist somit nicht aus der Welt. Heute buche ich bereits den vierten Flug in den Süden, während die Musik von *Joaquín Sabina* läuft.



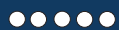


Fiesta de la Primavera. Foto: Juliane Siebeneicher

●●●●●  
● **Juliane Siebeneicher**

studiert Spanische Philologie, Betriebswirtschaftslehre und Germanistik an der Universität Potsdam.

Von September 2004 bis Juli 2005 war sie als Austauschstudentin an der Universidad de Granada.



● **Nützliche Informationen zu Spanien im Internet**

● *Loschicles*: <http://www.loschicles.com>

Studentische Online-Community: <http://www.campusanuncios.com/>

*Instituto Cervantes*: [http://www.cervantes.es/portada\\_b.htm](http://www.cervantes.es/portada_b.htm)

*Diplomas de Español como Lengua Extranjera (DELE)*:

<http://diplomas.cervantes.es/>





## Spaniens Feierlaune

**Donnerstag, 9. Dezember, 21.30 Uhr, 7° C**

Neue SMS: *Nos quedamos en la Plaza de Einstein a las 23.30. Luego compraremos bebida. Hasta Luego. Besos*

„Auf geht's, chicas, wir haben nur anderthalb Stunden, um uns aufzubereiten! Wir müssen um halb zwölf am üblichen Treffpunkt sein.“ Der Schrank wird durchwühlt, um die schicksten Kleidmotten rauszusuchen, die Haare werden in Form gebracht und das komplette Abend-Makeup aufgelegt. Nachdem nun noch die schönsten Schuhe den Weg an die Füße gefunden haben und der dicke Wintermantel den Ausgehdress verdeckt, gehen wir los zum Treffpunkt. Und schon stehen wir zwischen Massen von Jugendlichen beim *botellón*, trinken unseren Vorrat leer und hören die Musik aus den getunten Autos, die an der Straße geparkt sind. Ich bemitleide die kleinen Spanierinnen, die sich für einen Minirock entschieden haben, denn Frostbeulen wird man so schnell nicht wieder los. Um drei überlegen wir, in welche Disko wir weiterziehen. Hier wird durchgetanzt bis zum nächsten Morgen, von spanischen und englischen Songs der Rhythmus vorgegeben.

**Freitag, 10. Dezember, 14.47 Uhr, 8° C**

Neue SMS: *Espero que estés bien. Vamos a las tapas a las 8.00? Hoy pasaremos la noche más tranquilamente.*

Dann habe ich ja noch Zeit für eine *siesta*... Wir wandern von Bar zu Bar, trinken *tinto de verano* (Rotwein mit Brause gemixt, hört sich scheußlich an, schmeckt aber nicht so) und genießen die *tapas* (verschiedenste warme und kalte Leckerbissen), die man uns serviert. Später verschlägt es uns noch in eine Tanzbar, denn das Mädchen, das Gratisgetränke auf Zettelchen verteilte, hatte solch einen flehenden Blick und wir wollten nicht die Schuld haben, wenn ihre Provision zu knapp ausfällt.

**Samstag, 11. Dezember, 16.12 Uhr, 10° C**

Neue SMS: *Pasamos muy bien anoche, verdad? Pero esta noche tenemos que salir otra vez. Cine, botellón, discoteca? Elige!*

Na ja, ich bin ja hier, um das spanische Leben kennen zu lernen. Das hab ich nun davon!





*Semana Santa – Los costaleros. Foto: Juliane Siebeneicher*



Die Spanier sind schon ein Völkchen, das gerne feiert, und zwar bei jeder Gelegenheit, die sich ihnen bietet. Schon der Eintritt ins neue Jahr wird heftig zelebriert. Der Abend des 5. Januar, also der Tag, bevor die Heiligen Drei Könige den Kindern ihre Geschenke bringen, wird mit einer *cabalgata* (Weihnachtsparade) verbracht: Wunderschön geschmückte Wagen, von denen Große wie Kleine Bonbons und kleine Geschenke werfen. Am 20. März findet dann die Fiesta de la Primavera statt. Die Jugend sorgt für eine riesige Party, um den Frühling zu begrüßen. Studenten stellen auch andere Vergnügungen auf die Beine, oft auch um Geld zu sammeln für ihre Gruppenreise zum Abschluss des Studiums. So gibt es regelmäßig ein *barril*, bei dem alkoholfreie Getränke, *tinto de verano*, *sangría* und Bier sehr preiswert auf dem jeweiligen Fakultätsgelände beziehungsweise in einer Tanzbar verkauft werden.

Auch die religiösen Feiertage werden in Spanien ausgiebig gefeiert. Besonders wichtig ist die *Semana Santa* (Karwoche), in der die Heiligen auf Prozessionen verehrt werden. Meist trägt eine Gruppe von *costaleros*, auf ihren Nacken oder ihre Schulter gestützt, einen Thron, auf dem eine Heiligenfigur arrangiert ist. Eine lokale Feierlichkeit Granadas ist *Corpus Cristi*, eine Woche feiern ohne Pause. Trotz dieser den Spaniern scheinbar angeborenen Vorliebe zum Feiern, hört man auch kritische Stimmen an diesen Tagen, die befürchten, dass die besondere Bedeutung religiöser Festivitäten in der allgemein herrschenden Feierlaune untergehen würde, weniger die *Semana Santa* als vielmehr *Corpus Cristi* oder auch *las Cruces*.

Mich erstaunte jedenfalls nicht ein Radiobeitrag, in dem sich die Spanier selbst als Feiervolk bezeichneten. Beispielhaft dafür ist das Verhältnis von Einwohnerzahl und im Ort vorhandenen Bars: Zum Beispiel in einem Ort von circa 40.000 Einwohnern sind knapp 400 Bars zu finden!

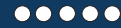
Also, die Auswahl ist groß, die Anlässe lassen sich immer finden und Mitfeiern ist ein Muss, will man die spanische Mentalität kennen lernen!







Ingo Koschützky auf dem Rückweg vom Einkaufen. Foto: Koschützky



● Ingo Koschützky



studiert Rechtswissenschaften an der Universität Potsdam.

Das akademische Jahr 2004/2005 war er als Erasmusstudent an der Universität Palackého in Olomouc.

Zur Zeit bereitet er sich auf sein Examen vor, das er im April 2006 ablegen wird.



● **Nützliche Informationen zu Tschechien im Internet**

- Botschaft der Tschechischen Republik in Berlin: <http://www.czech-embassy.de/>
- Informationen zum Studium in Tschechien: <http://www.czechcentrum.cz/?section=5>
- Go East – Initiative des DAAD: <http://goeast.daad.de/>
- Tschechischen Zentrum Berlin: <http://www.czech-berlin.de/>
- Tschechien-Portal: <http://www.tschechien-portal.info/>
- Der „Tschechische Traum“:  
[www.ceskysen.cz/](http://www.ceskysen.cz/) und <http://www.ceskatelevize.cz/specialy/ceskysen/hypermarket/>

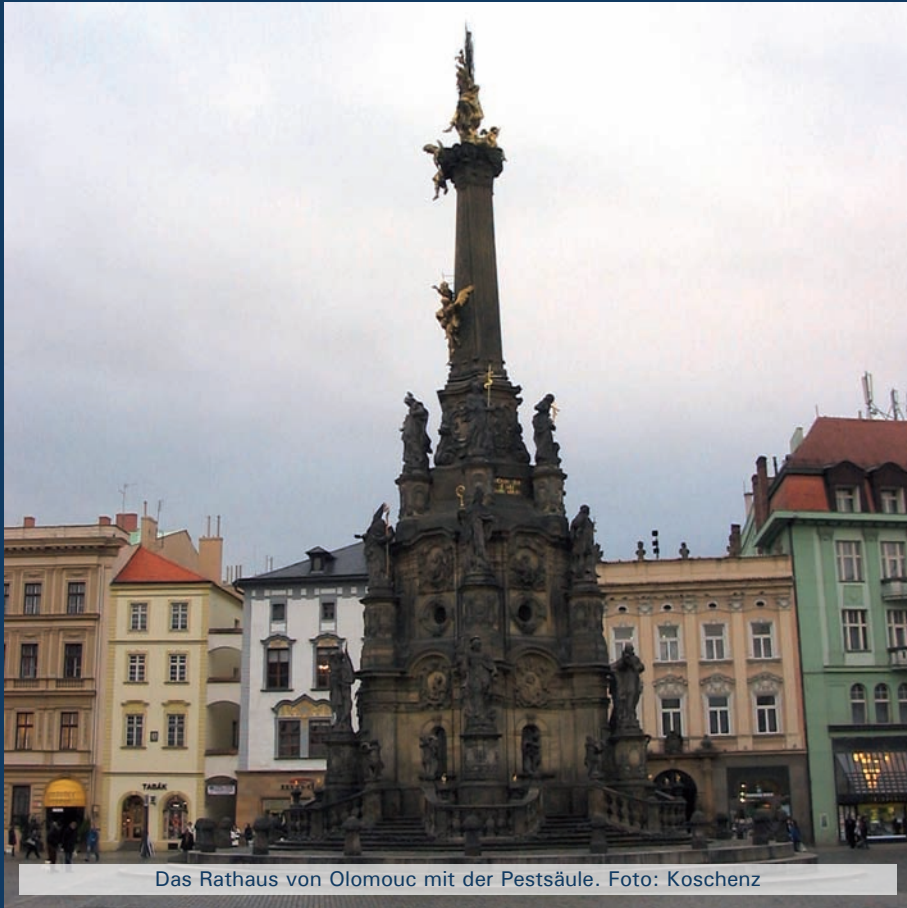




## ● Tschechischer Traum: Einkaufsparadies Europas?

„Tschechien, das ist doch das Land des Bieres, der Knödel, der Kinderfilme und Karel Gotts Heimat, stimmt?“ so fragten mich viele, als ich ihnen erzählte, dass ich ein Semester in der malerischen mährischen Stadt Olomouc verbringen werde. Ich kann dazu nur sagen: Es stimmt tatsächlich. Die Tschechen sind Weltmeister im Bierkonsum (wobei die englischen und deutschen Touristen in Prag sicherlich helfen, den Schnitt nach oben zu treiben!); Knödel bekommt man in jedem Restaurant zu jeder Tageszeit; das tschechische Fernsehen wiederholt häufig Pan Tau etc. und Karel Gott wurde kürzlich zum 40. Mal zum beliebtesten Sänger des Landes gewählt. Bei meinen zahlreichen Aufenthalten merkte ich jedoch, die Tschechische Republik ist viel mehr als das! Neben einem Land mit unglaublich vielfältigen und breitem kulturellen Angebot hat sich in den letzten Jahren auch eine ganz neue „Kultur“ entwickelt: Die Tschechen haben sich anscheinend auch zu den Einkaufsweltmeistern Europas gemausert. In jedem größeren tschechischen Ort sind in den letzten Jahren an den Stadträndern und teilweise auch im Zentrum riesige Einkaufspaläste diverser Supermarktketten entstanden, wobei sich die großen europäischen Ketten einen wahren Wettkampf zu liefern scheinen: die Briten mit ihrem „Tesco“, die Franzosen mit „Intermarché“, die Belgier mit „Delvita“ und wir Deutschen mit dem von Potsdam allseits bekannten „Kaufland“. Während meines Aufenthaltes berichtete eine große tschechische Tageszeitung auch ganz stolz: „Die tschechische Republik hat mittlerweile gemessen an der Einwohnerzahl in Europa die größte Verkaufsfläche in Hypermärkten!“ So werden diese Supermärkte vor Ort genannt. Auch in Olomouc, das mit seinen 100.000 Einwohnern etwas kleiner ist als Potsdam, gab es gleich drei riesige Tempel dieser Gelüste. Anfangs wunderte ich mich schon ein wenig, dass es die Menschen dorthin zieht, denn ich stellte fest, dass Olomouc nicht nur eine sehr sehenswerte Innenstadt hat, sondern in dieser Innenstadt auch eine Vielzahl kleinerer verträumter Geschäfte ihre Pforten öffnen. Bei meinen Einkäufen dort bemerkte ich eine Umgangsform, welche sich in deutschen Geschäften leider immer mehr verloren hat. Von rüden Umgangstönen ehemals sozialistischer Verkäuferinnen („der Verkäufer ist König!“) keine Spur. Überall wurde ich sehr zuvorkommend und freundlich bedient, das Ganze zu akzeptablen Preisen und man bemühte sich, die vielen verschiedenen Modelle auch dann noch vorzustellen, wenn es sich dabei nur um ein Paar Schnürsenkel handelte. Ressentiments gegen meinen doch erkennbaren deutschen Dialekt: Keine Spur! In vielen Geschäften und allen Restaurants kann man sich allerdings auch auf Deutsch oder Englisch sehr gut verständigen. An den schlechten Service und dem schlechten Angebot der Innenstädte kann es also nicht liegen, dass hier die Einkaufstempel wie Pilze aus den Boden schießen. Hoffentlich hält es sich noch lange gegen die Konkurrenz auf der „Grünen Wiese“. Aber ich konnte mich ebenfalls nicht dem Drang der gläsernen Tempel entziehen: So führten uns, Mitglieder aus der internationalen Gemeinde im Studentendorf, die regelmäßigen Lebensmitteleinkäufe meist in den





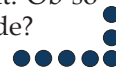
Das Rathaus von Olomouc mit der Pestsäule. Foto: Koschenz



nahe gelegenen „Globus“. Am glitzernden Eingang des Konsumtempels bekam ich bei meinem ersten Besuch eine Probepackung Hundefutter geschenkt (Für welchen Hund?). Wenn man den Verkaufsbereich betritt, so ist man als regelmäßiger Kauflandkunde von den breiten Gängen erschlagen, allerdings bringen es die Einkaufsmassen fertig, dass es auch hier noch Gedränge gab! Und das Angebot: einfach riesig. Wozu noch extra Gartenmärkte, Technikläden, Möbelmärkte und Kleidergeschäfte wenn man doch auch alles in einem haben kann. Bis auf den Fernseher im „*mimořádná nabídka*“ (Sonderangebot), den ich mir für 1999 Kronen (60 Euro) aufschwätzen ließ, beschränkte ich mich meist aber doch auf die Lebensmittel und Zeitschriftenabteilung, wo mich aber ebenfalls das gute Angebot umhauete. Schon bald hatte ich „*Kofola*“ als mein Lieblingsgetränk entdeckt. Der etwas sozialistische Geschmack dieser Fassbrause ist nicht jedermanns Sache.

Am meisten erstaunt hat mich jedoch der Kassenbereich: Von wegen 2,50 Euro „Entschädigung“ bei Kaufland, wenn man länger als 5 Minuten warten muss! Selbst im dichtesten Gedränge am Sonntag Nachmittag (ein „Ladenschlussgesetz“ gibt es wie viele andere Gesetze in Tschechien einfach nicht.) fand ich jedes Mal eine Kasse, an der ich überhaupt nicht warten musste. Das war aber bei etwa 50 Kassen auch nicht so schwer! Unvorstellbar, dass es in der Stadt noch zwei Einkaufsparadiese ähnlicher Dimension gibt, denn wenn schon der eine Tempel immer so voll ist, wer soll denn die anderen Einkaufsparadiese noch bevölkern? Schon bald gewöhnte ich mich auch an die Verkehrsdurchsagen wie: „*Achtung in Hradec Králové ist anlässlich des Wintereinkaufsfebers vor dem Tesco der Verkehr völlig zusammengebrochen. Bitte nutzen sich auch andere Supermärkte!*“ Ich wundere mich aber bis heute, warum sich ausgerechnet in Tschechien mit dem monatlichen Durchschnittsgehalt von 500 Euro eine derartige Einkaufskultur entwickeln konnte.

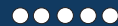
Die Einkaufslust der Tschechen ist übrigens auch schon von der guten tschechischen Filmkultur verarbeitet worden. Meine tschechischen Freunde luden mich einmal ins Kino ein, wo ein Dokumentarspielfilm namens „*Český sen*“ (tschechischer Traum) gezeigt wurde. Zwei Studenten hatten die Idee, einen tschechischen Megastore zu eröffnen, damit der Gewinn einer Supermarktkette im eigenen Land bleibt. Sie starteten darauf eine riesige Werbekampagne mit tollen Sonderangeboten für diesen Hypermarkt namens „*Český sen*“, der in Kürze eröffnet werden sollte. Überall flatterten Prospekte herum, an jeder Litfasssäule drehte sich das Logo von „*Český sen*“ und im Radio war der „*Český-Sen*“-Song zu hören. Bei der dann endlich stattfindenden Eröffnung ihres tschechischen Hypermarkets wiesen die beiden frisch gebackenen Manager darauf hin, dass der neue Megastore „*etwas davon abweichen wird, was Sie als Kunden gewohnt sind*“. Der Laden war nämlich gar nicht vorhanden! Etwa 10.000 Kunden stürmten nur eine Attrappe. Der Laden war tatsächlich nur ein Traum. Für die „Manager“ endete der ganze Spaß übrigens mit einer blutigen Nase und einer wilden Flucht vor den potentiellen Kunden. Ich hatte selten so gelacht. Ob so etwas in Deutschland anlässlich unserer *Geiz-ist-geil*-Mentalität auch funktionieren würde?







Angeln auf der Brücke zwischen Europa und Asien. Foto: Manuela Sorge



● **Manuela Sorge**

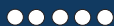


studierte an der Universität Potsdam Germanistik, Philosophie und Russistik.

Sie verbrachte 2000 ein Auslandssemester an der Staatlichen Pädagogischen Hochschule „Alexander Herzen“ in St. Petersburg.

Von September bis Dezember 2002 war sie als Deutschlehrerin für Ingenieure und Manager von Mercedes-Benz Türk A. Ş. in Istanbul tätig und erwarb nach ihrer Rückkehr das Zusatzzertifikat „Deutsch als Fremdsprache“.

Heute ist sie Doktorandin am Institut für Philosophie an der Universität Leipzig.



● **Nützliche Informationen zur Türkei im Internet**

- Botschaft der Republik Türkei: <http://www.tcberlinbe.de/>
- Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten: <http://www.mfa.gov.tr/mfa>
- „Tatsachen über die Türkei“: <http://www.byegm.gov.tr/YAYINLARIMIZ/kitaplar/turkey2005/content/germany/>
- The Turkish Council of Higher Education: <http://www.yok.gov.tr/english/>







## ● ● ● ● ● ● **Türkei – vorher und nachher**

Auf das Land Türkei und die Stadt Istanbul konnte ich mich wenig vorbereiten, da ich das Angebot sehr kurzfristig bekam und schon eine Woche später dorthin flog. Ursprünglich hatte ich ein Praktikum in Indien geplant und bereits alles arrangiert, aber eine halbe Woche vor Abreise wurde mir überraschend abgesagt. So konnte ich mir lediglich einen kleinen türkischen Sprachführer sowie einen Reiseführer über die Türkei besorgen.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass meine türkischen Sprachkenntnisse nicht einmal zu „ja“ oder „nein“, „bitte“ oder „danke“ reichten oder ich wusste, was „hallo“ heißt. Auch kulturell war ich über die Türkei völlig uninformiert – das heißt ich wusste, was man allgemein in Deutschland von Türken hielt, hatte also ein völlig verkehrtes Bild. Im Grunde kann man also sagen, dass ich in völliger Unwissenheit über die türkische Politik, Kultur und Sprache, statt dessen mit einer Reihe von Vorurteilen ausgestattet, dorthin fuhr.

### **Vorher:**

Das Türkenbild, das hier in Deutschland vorherrscht, lässt sich wie folgt beschreiben: Alle Frauen sind verschleiert, haben keine Rechte, müssen ihren Männern gehorchen, haben viele Kinder, kaum Bildung. Alle Türken sind übertrieben religiös, trinken keinen Alkohol, essen kein Schweinefleisch. Deutsch sprechen wenige, und wenn, dann nur gebrochen. Die Türken leben völlig abgeschottet in ihren Ghettos, haben kein Interesse an der deutschen Kultur, viele Jugendliche rotten sich in Banden zusammen, unter den Männern herrscht Macho-Gehabe vor. So blauäugig habe ich solche Vorurteile natürlich nicht übernommen – das Bild der Russen in Deutschland ist ja auch völlig verzerrt – aber mangels Bekanntschaft mit Türken konnte ich mir kein eigenes Bild machen.

Ich habe erwartet, dass ich als dunkelblonde, großgewachsene (1,83 m) Europäerin von den Männern des Öfteren angesprochen, ja angemacht werde und auf der Straße einige Schwierigkeiten haben werde, allein unterwegs zu sein. Wenn man so will, ein Klischee, was sich in nordafrikanischen Touristengebieten immer wieder zu bestätigen scheint.

Im Gegensatz zur „Aufgeschlossenheit“ gegenüber jungen Europäerinnen erwartete ich, dass es eher unmöglich sei, Türken privat kennen zu lernen, geschweige denn von ihnen eingeladen und bewirtet zu werden.

Bei den Einkäufen ging ich davon aus, dass man versuchen wird, mich als Ausländerin zu betrügen (mit verdorbenen Lebensmitteln, überhöhten Preisen oder dem Wechselgeld). Ersteres ● ● ● ● ●



- geschah nie, das Zweite nur in Touristengebieten, das Dritte fast nie und auch nur in Touristenballungsgebieten.

Auch die Verkehrsmittel habe ich nicht sehr modern erwartet, sondern ich hatte eher die Vorstellung von alten Ikarusbussen oder ähnlichen Modellen und dementsprechend alten Autos, Baujahr 85 und älter. Die Straßen waren in meiner Vorstellung nicht für übermäßig großen Verkehr ausgelegt, überhaupt erwartete ich viele Menschen, die lange Strecken laufen, ab und zu fahrende, überfüllte Busse oder auch ein paar Radfahrer, aber keine derart verkehrsbelebte Stadt.

#### **Nachher:**

Beindruckend!

Zur Stadt Istanbul: Am Marmarameer und Bosphorus sowie auf sieben Hügeln gelegen, hat Istanbul eine romantisch-träumerische Atmosphäre, die sich auch positiv auf die Mentalität ihrer Einwohner auszuwirken scheint. Freundschaftliches Beisammensein im Café, beim Angeln auf der Brücke, im Park oder auch auf der Arbeit kann man beobachten. Alle paar Stunden hört man den Ruf zum Gebet. Als Fremde hielt ich automatisch für einen Augenblick inne.

Viel von der Geschichte Istanbuls ist auch zu sehen: die alte Stadtmauer, die beiden Wahrzeichen, Hagia Sophia und die Blaue Moschee, Museen, die versunkene Zisterne... Jeder Stadtteil hat sein eigenes Aussehen; der eine besteht fast nur aus mittelhohen Neubauten, einer ist sehr alt und gemütlich, der nächste ist eine Mischung aus Bankriesen und Einfamilienhäusern.

Die Verkehrsverhältnisse haben mich ziemlich verblüfft – zwei Millionen Autos auf 16 Millionen Einwohner! Berlin, Paris, Rom, Madrid sind nichts dagegen! Immer sind die Straßen voll, im Berufsverkehr wird einfach die Randstreifen mit benutzt und der Grünstreifen neben dem Randstreifen, und wenn es daneben noch einen freien Streifen gibt... Pech haben vor allem diejenigen, welche in Asien wohnen und in Europa arbeiten oder umgekehrt, denn es gibt nur zwei Brücken über den Bosphorus, was täglich Staus von anderthalb Stunden bedeutet. Da sollte man vielleicht doch die angenehmen Fähren nutzen!

Es gibt zahlreiche kulturelle Möglichkeiten wie Theater, Kino, Ballett, Konzerte, Oper, Tanzabende, alles auch nicht teuer, jedenfalls für deutsche Verhältnisse. Als Türke muss man natürlich auch Fußballfan sein – entweder von Galatasaraj, Fenerbahçe oder Beşiktaş.

Und was man eigentlich fast jeden Tag macht und was man unbedingt machen muss, wenn man auf „Istanbulisch“ leben will, ist, ins Café zu gehen. Das gehört einfach bei den gemütlichen Türken dazu. Beisammensein und sich unterhalten, Tavla (Backgammon) spielen, Wasserpfei-





• fe rauchen oder eine von den extrem leckeren, aber auch viel zu süßen Spezialitäten genießen. Besonders im Sommer, der bis in den Oktober hinein andauert, sind die Cafés voll, ob tagsüber, abends oder nachts. Auch die Restaurants und die vielen Dönerstände machen eine Diät schier unmöglich. Ach ja, die Döner: die Auswahl in Deutschland ist ziemlich mickrig im Vergleich mit der Türkei: Ekmek, Dürüm, Şiş, İskender... und es gibt noch viel mehr!

İstanbul ist eine internationale Stadt. In ihr leben nicht nur viele Ausländer, sind nicht nur viele Touristen zu Besuch. Man sieht auch, wohin das Auge blickt, die Plaketten ausländischer Firmen, die sich dort angesiedelt haben.

Und über alles wacht der erste Präsidenten und Befreier der Nation: Atatürk. Überall sieht man sein Bild: an Bahnhöfen, Fährhaltestellen, in Reisebüros, in Privaträumen...

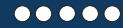
### **Zu den Einwohnern İstanbuls**

Erstens beeindruckte mich die türkische Freundlichkeit, die schon bei einfachen Dingen anfängt. Zum Beispiel bekommt man auf der Straße sofort Auskunft, wenn man etwas sucht. Nicht selten wird man sogar noch ein Stück des Wegs begleitet und in den richtigen Bus gesetzt. Trampen ist auch kein Problem, man muss nicht mal bezahlen, und es kann passieren, dass der Fahrer noch einen Umweg für den Gast fährt. Auf dem Markt wird man stets freundlich begrüßt und in ein Gespräch verwickelt, ohne dass der Käufer dem Kunden dadurch etwas andrehen wollte – im Gegenteil: manchmal bekommt man sogar etwas dazu geschenkt. Auch auf der Arbeit sind die Türken sehr sozial; nicht jeder arbeitet für sich allein, sondern man unterhält sich viel miteinander, scherzt, teilt vieles miteinander, macht sich gegenseitig kleine Geschenke, unternimmt etwas gemeinsam. Die Freundlichkeit geht so weit, dass man sich oft als Gast wiederfindet, ob man nun in ein Restaurant oder gleich zu einer türkischen Familie eingeladen wird. Ich durfte sogar knapp vier Wochen (!) bei der Familie eines Arbeitskollegen kostenlos wohnen und wurde auch noch mitverpflegt bzw. bekam kleine Geschenke. Der Kollege und seine Mutter waren sehr freundlich zu mir, ich wurde jeden Tag mehr als reichlich bewirtet, ins Café und Theater eingeladen, der Familie und Freunden vorgestellt. Kurz und gut: Ich fühlte mich wie ein neues Familienmitglied. Und ich konnte mich gar nicht für alles revanchieren, was mir Gutes getan wurde. Mit Geschenken und kleinen Aufmerksamkeiten, Einkäufen und Einladungen bemühte ich mich, mich wenigstens ein bisschen bei meiner „freiwilligen Gastfamilie“ zu bedanken. Bis heute bin ich mit meinem ehemaligen Mercedes-Kollegen befreundet; wir schreiben uns oft, er besucht uns regelmäßig, wir haben schon zusammen Urlaub gemacht, und irgendwann, irgendwann fahre ich wieder nach İstanbul...





Beim Rugby-Spiel. Foto: Betti Keese



● Betti Keese

● studiert an der Universität Potsdam Anglistik/Amerikanistik und Geschichte.

Das akademische Jahr 2004/2005 verbrachte sie an der *State University of New York* in Potsdam, USA

Magisterarbeit zum Thema „Frauenperspektiven im Vietnamkrieg“



● **Nützliche Informationen zu den USA im Internet**

- Diplomatische Vertretungen der USA – Deutschland: <http://www.us-botschaft.de/>
- Fulbright-Kommission: <http://www.fulbright.de/>
- Allgemeine und aktuelle Informationen zum Hochschulsystem des Bildungsministeriums: <http://www.ed.gov/index.jhtml>
- Liste von Universtäten und Colleges: <http://www.ulinks.com/>
- *The Smart Student Guide to Studying in the USA*: <http://www.edupass.org>
- *Peterson's planner*: <http://www.petersons.com/>





## ● Emergency Room

Wer kennt sie nicht, die US-Serie, die George Clooney zum *american dream* machte?

Als ich im Sommer 2004 von Potsdam nach Potsdam, NY, aufbrach, rechnete ich nicht unbedingt damit, Teil dieser *soap opera* zu werden. Doch gibt es im beschaulichen Potsdam, NY nur zwei Möglichkeiten, zum Arzt zu gehen: entweder im collegeeigenen "Health Center" oder im Krankenhaus. Da ich als Zugangsvoraussetzung zum College-Fußballteam einen medizinischen Check machen lassen musste, entschied ich mich also für das nahe gelegene "Health Center". Dort angekommen, wurde mir ein großes Papiertuch ausgehändigt, mit der Bemerkung, ich möge das doch bitte anziehen. Ein Papiertuch? Offen für alles wickelte ich mich also in dieses Tuch und wartete auf den Arzt. Etwas seltsam kam ich mir schon vor, nur wenn man bei *Emergency Room* aufgepasst hat, konnte einem das schon vage bekannt vorkommen. Es wäre ja auch nicht weiter schlimm gewesen, dem Arzt in Unterwäsche gegenüberzusitzen, aber im pruden Amerika verstößt das nun wirklich gegen jeden Anstand. Der Obstkorb voller Kondome im Vorraum des *Health Center* hingegen wohl nicht. Nun ja. Als ob dieser Papierponcho alleine nicht schon genug gewesen wäre, bat mich der Arzt dann, zum Überprüfen sämtlicher Gelenke im Entengang durchs Zimmer zu watscheln. Im Papierponcho! Etwas Skurrileres hatte ich bis dahin wirklich noch nicht gesehen. Oder doch? Hatte ich schon erwähnt, dass es Ende August war und draußen wie drinnen ca. 40 Grad? Es sei der individuellen Vorstellungskraft überlassen, sich die Verträglichkeit von Haut, Schweiß und Papier vorzustellen. Nachdem diese Untersuchung nun also vorüber war und ich 20 Minuten mit dem Papierponcho gekämpft hatte, schwor ich mir, nicht wieder zum Arzt gehen zu müssen.

Und fast hätte das auch geklappt. Nur hatte ich leider im Laufe der Zeit das phantastische Sportangebot in Potsdam voll ausgenutzt und meine Leidenschaft für Rugby entdeckt. Ich dachte, etwas Vorsicht würde reichen, um nicht wieder im Poncho watscheln zu müssen. Leider verletzte ich mich dann doch während eines Spiels, als mir eine andere Spielerin mit ihrem Stollenschuh einen Finger etwas aufschlitze, der sich daraufhin entzündete. Nach zwei schmerzhaften Tagen sah ich dann auch ein, dass ein Arztbesuch unumgänglich war. Aber nicht wieder ins *Health Center*! Also fuhr mich eine Freundin zum *Emergency Room*. Dort begrüßte uns dann leider nicht George Clooney, sondern Schwester Dotty. Nach einer Einordnung der Schmerzen auf einer Skala von 1 (Hypochonder) bis 10 (kann man dann noch ein Wort sagen?) entschied ich mich für 7 und wurde für fähig befunden, erstmal die Anmeldung zu erledigen. Eigentlich kein Problem. Nur Schwester







Gebäude der *State University of New York* in Potsdam, USA. Foto: Betti Keese



● Dotty hatte offensichtlich noch nie Bekanntschaft mit Nicht-Amerikanern gemacht, die seltsame Ausweispapiere haben und sowieso – wo liegt überhaupt Deutschland? Ich erklärte also fünfmal, wie wir Deutschen Adressen schreiben und dass mein Vater Klaus die Rechnung bekommt und er nicht Betti heißt, sondern ich und so langsam hatte es mit meiner Geduld ein Ende. Dotty war dann auch langsam mit ihren Nerven am Ende und als ich auf die Frage, in welchem Staat ich wohnen würde, erklärte dass Deutschland ein Land ist und wir keine Bundesstaaten im amerikanischen Sinn haben, war ich so genervt, dass ich ihr anbot, sie könne ja für Niedersachsen *Lower Saxony* in die Computermaske eintragen. Wer es wohl lustiger fand, meine Eltern oder die Post, als zwei Wochen später ein Brief an mich in *Delmenhorst, SEX, Germany* eintraf!

Na ja, ich wurde dann also von einer sehr erleichterten Dotty in einen großen Raum gebracht, wo 20 Liegen mit Tüchern voneinander getrennt auf ihre Patienten warteten. Und wie man das aus *Emergency Room* schon kennt, war 30 cm rechts neben mir jemandem schlecht und 30 cm weiter links konnte ich einen offenen Bruch beobachten. Schön hier. Nach einer Stunde kam dann auch endlich der Arzt, der leider gar nicht aussah wie George Clooney, wartete nicht, bis die Betäubung wirkte, sondern schnitt gleich fröhlich drauf los ohne auf meinen Protest zu hören, gab mir ein Pflaster und weg war er. Und wo war George als man ihn brauchte?

